

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Geist im Sport

Giese, Fritz

München, 1925

Sport als Lebensform

[urn:nbn:at:at-ubi:2-5437](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-5437)

SPORT ALS LEBENSFORM

DIE ÄSTHETISCHE LEBENSRICHTUNG

Die Bezeichnung „Lebensform“ ist bekanntlich zuerst in wissenschaftlicher Weise von Spranger gegeben worden. Sie bildet einen Begriff der beschreibenden Geistespsychologie, steht also fern allem experimentellen oder empirischen Feststellen. Sie soll eine gewisse Grundart geistiger Gesetzlichkeit darstellen, nach der Charaktere im Dasein strukturell in Geltung treten. Es liegt in solcher Auffassung erstlich Wertung und zweitens eine gewisse Entfremdung vom naturgegebenen Boden der Biologie; der exakten Naturwissenschaft. Beides können wir als Empiriker nicht anerkennen, auch dann nicht, wenn wir nach den letzten Zielen und den Wesenheiten des Sports fragen. Denn so sehr diese Ziele philosophisch oder metaphysisch gegeben sein werden und so wenig die Psychologie Ziele setzen und entscheiden darf — so wenig taugt eine Metaphysik für unseren Fall, die nicht Rücksicht nimmt auf das Naturgegebene und das, was wirklich ist. So werden wir den Ausdruck Lebensform hier anwenden unter dem Vorbehalt des empirischen Fundaments unserer Betrachtung. Immer wieder muß das Lebendige, nicht das Gedachte oder Abstrakte entscheiden. Die Ziele freilich werden sich einer Kulturphilosophie zu fügen haben, die dadurch auch die Ethik der Lebensformen im Sport zu bestimmen hätte.

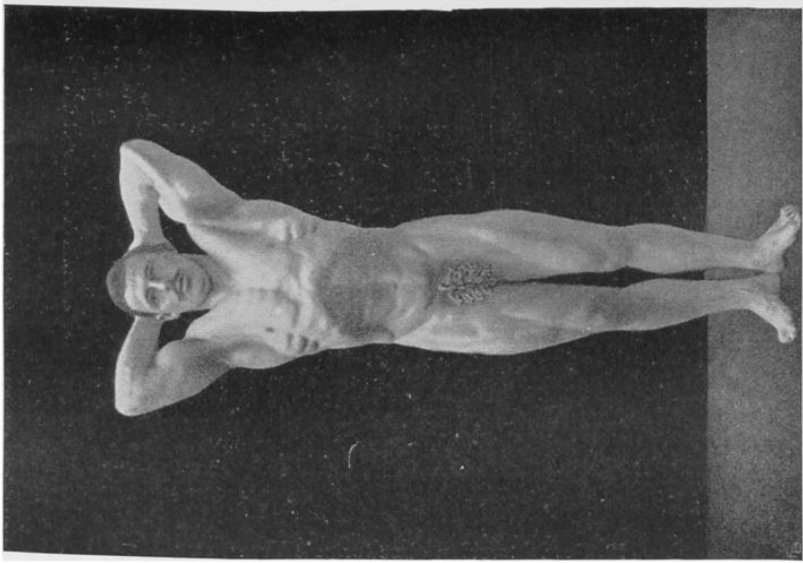
Spranger hat von der Lebensform des theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen, religiösen und Machtmenschen gehandelt. Das sind solch ideale Grundtypen der Individualität; aber längst nicht alle. An anderer Stelle habe ich auf den technischen Typus verwiesen, den Spranger übersah (in meinem Buch „Berufspsychologie und Arbeitsschule“), bzw. (wie Statistiken nachweisen lassen) gänzlich falsch, eben rein theoretisch, nicht soziologisch gelenkt, als Mischtyp einzuordnen beliebte. Ein weiterer, in seinem Wert ebenfalls „unangemessener“ Fall ist die Lebensform des Sports. Gleicher Fehler! Wer ein wenig mehr als deutsche oder auch nur mitteleuropäische Horizonte kennt, kann über solche Wertung sich nur verwundern. Der Sport als Lebensform ist heute für die Welt ein sehr wesentlicher

und beachtenswerter Inhalt. Wir dürfen nicht auf dem klassisch-humanistischen Dünkel beharren und ihn mit wegwerfender Geste als inferiore oder ungemäße Verhaltungsweise abtun. Nicht der Blick rückwärts, in jene Zeit des unhygienischen Menschen, gilt uns. Unsere Augen sehen aufwärts und vorwärts. Wir dürfen nicht verkennen, daß Sport Werte darstellt, genau wie Körperkultur Ethos enthält. Und wir dürfen auch nicht von Werten reden, weil die Griechen zufällig ebenfalls Sport in ihre Kultur aufnahmen, sondern weil wir Gegenwärtigen ihn als eignes Gewächs zu gestalten begonnen haben. Nur wer fern dem Leben steht, Bios vom Schreibtisch allein kannte, wer sich innerlich gebunden fühlt an die historische Bedingtheit unserer Vorfahren oder wer sonst irgendwie eine kulturelle Fossilität aufweist, kann sich mit Ablehnen zufrieden geben. Wir könnten höchstens eines sagen: daß die deutsche Mentalität für Sport im ganzen nicht so begabt war, wie die anderer Völker. Daß sie zögernd und voller Hemmungen sich dieser Lebensform zuwandte.

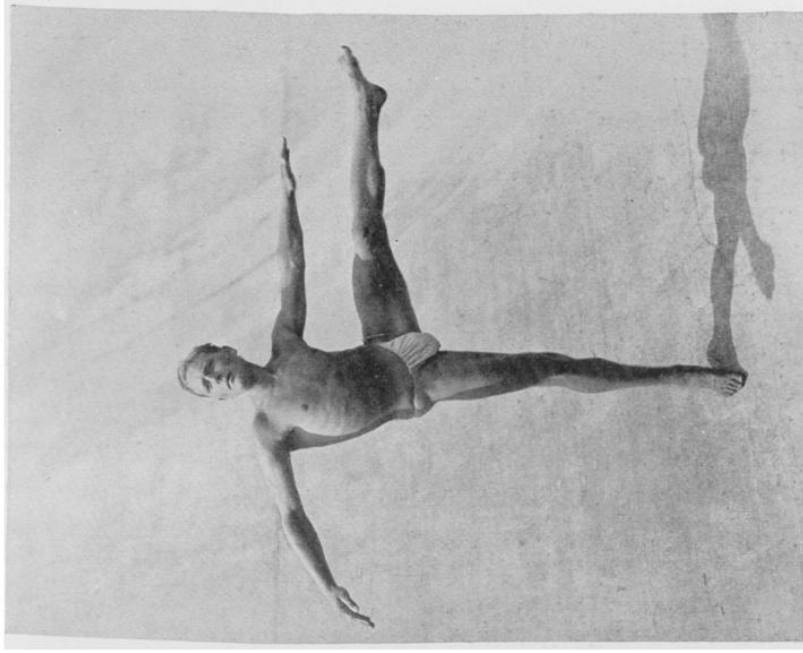
Die Begabungen unter den Völkern sind verschieden. Wir sind ein begabtes Volk mit allen Vorzügen jeder Begabung — also auch mit der partiellen Dummheit auf ungepflegten Gebieten. Wir kennen Spitzenleistungen außergewöhnlichen Ausmaßes in unserer Kunst, unserer Wissenschaft. Und gerade der Sport scheint uns Möglichkeiten zu bieten, eine weitere mit diesen Spitzenleistungen zusammenhängende Ausfallserscheinung wett zu machen: neben der Spitzenleistung auch den Durchschnitt zu pflegen, auch die Mittelmenschen zu heben. Darum weichen unsere Ansichten auch von denen Sprangers ab, weil die neuzeitige Kultur nicht nur tragfähig wird durch idealisierte Spitzenleistung, das Genie, das Talent, den hochwertigen Einzelcharakter. Sondern weil daneben zu den Kulturzielen auch der gepflegte Durchschnittsmensch zählen muß, ohne den die Spitzenleistung wirkungslos in der Kultursphäre verpufft. So kommen wir notgedrungen zu einer sorgfältigen Betrachtung der Lebensform „Sport“. Die eine individuelle und eine objektiv-kulturelle Erscheinungsweise des Lebens ist.

Man kann als eine erste Seite der sportlichen Lebensform die Ästhetik der Erscheinung ansetzen. Diese ästhetische Einstellung hat subjektiv wie objektiv verschiedene Bedeutung. Sie gehört unter den augenblicklichen Kulturverhältnissen zu einer recht beachtlichen Macht und es gibt Sportarten, die in erster Linie mit der Ästhetik arbeiten, ja von ihr sich ableiten.

Die Ästhetik des Sports ist zunächst die Einstellung des Zuschauers. Er urteilt in vielen Fällen nur von diesem Standpunkt aus und man könnte die Sportformen danach gruppieren, ob sie darstellerisch ästhetisch sind oder nicht. Der Boxsport wird im allgemeinen weniger ästhetisch empfunden sein, als der Bootssport oder Tennis. Der Zuschauer verlangt ein einwandfreies schönes Schauspiel. Bei der ersten Gruppe liegt die Ästhetik vielleicht in einer gewissen Repräsentierung idealer Kraft. Auch der Blutfluß beim Boxen wird so eingeordnet dieser Einstellung auf Ästhetik der männlichen Stärke oder des Heldentums: aber wir werden erwähnen müssen, wie fragwürdig eine solche Deutung sein muß und wie eigentlich ganz und gar andere Triebe hinter dieser Freude am Urkräftigen stecken dürften. — Diese untere Schwelle zur Roheit hin ist gekennzeichnet durch die perverse Schönheit, wie sie auch der sterbende Stier oder der aufgespießte Torero darstellen kann. Im Rahmen einer künstlerischen Sportbetrachtung würde man alles jenseits dieser unteren Schwelle ablehnen und so nur die Sportarten zweiter Ordnung, die das schöne Bild bis ins einzelne beibehalten, anerkennen als wirklich schönheitliche Formgebungen sportlicher Natur. Es gibt aber auch eine obere Grenze für die Sportästhetik. Und zwar dort, wo der Sportscharakter übergleitet in reine Körperkultur. Wir können diesen Übergang gut beobachten im Tanz und im Herüberstreifen des Sports in die Artistik. Was bedeutet hier die obere Grenze? Der innere Sinn der Körperkultur war jenes Verschwommen-Weiche, das sentimentalische und wenn wir wollen weibliche Element. Im Sport lag der wesentlich männlichere Geist beschlossen. In der Körperkultur gibt es daher eine Ästhetik, die durchaus abweichen kann von der sportlichen. Zwischenbegriffe wie der Ausdruck „Eleganz“ beweisen das deutlich. Turnerrische Eleganz — etwa die eines Kobs am Gerät — wäre für die Körperkultur noch fast zu derb. Eleganz des Einzeltanzes beim Mann — etwa bei Sacharoff oder von Seewitz — ist ausgesprochen feminin in der Wirkung. Wir gewahren auch sehr feine und klar werdende ästhetische Übergänge bei bestimmten, beiden Gebieten gemeinsamen Arbeitsbegriffen. Der Begriff „Sprung“ ist hier wie dort grundanders. Wenn der Tänzer Matray springt, so muß naturgemäß das weiche, warme und flüssige der tänzerischen Erscheinung körperkulturell bedingt sein. Wenn ein Sportler springt, denken wir an Rekord, an Leistungsübersteigerung, an Messung wie an Trai-



9. Unästhetische Wirkung der Muskelhypertrophie



10. Idealer Männerkörper

Riehlke



11. Unästhetik der Meisterleistung



12. Gewichtsreißer ohne formale Verzerrung

ningsarbeit. So fliegt der Stab — an sich unästhetisch wirkend — beiseite, alles schaut auf die Höhe, nicht die Körperform allein, alles ist logisch raummaßlich eingestellt. Ein völlig geändertes Körperbild muß sich daraus entwickeln! Und wenn man Photos daraufhin studiert, wird man das, was ästhetisch-körperkulturell, und das, was ausgesprochen sportlich-ästhetisch sein soll, ziemlich klar trennen können. In beiden Fällen ist also der die Ästhetik vertretende Körper vom Zuschauer aus betrachtet verschieden „gemeint“.

Die Wirkung im repräsentativen Sinne kommt auch zum Ausdruck in der Sportgewandung, und zwar vor allem der Gruppenkleidung. Nicht die bestimmten, mehr vereinsgemäßen Abzeichen machen dies aus, sondern die verschiedene Art der Tracht. Ein Labankittel bei der Körperkultur oder ein Dalcrozegewand verhüllen ästhetisch das Unabänderliche der Erscheinung. Labans Rigorosität spricht deutlich aus dem Schurz und dem Busenhalter der Frau. Eigentlich wären alle diese Dinge überflüssig und wir empfinden sie nie ästhetisch-repräsentativ. Wir suchen gefühlsmäßige Ästhetik. Anders der Sport. Die aufgereihten Ruderer sind ausgestattet auf Wirkung! Wirkung ist die Sporttracht der Jockeys, Sportrepräsentation das Habit der Tennisleute. Der spielerisch tätige Mensch wird herausgehoben aus der Alltagsumgebung, der Zuschauer soll aus diesem Kult einen gewissen Atmosphärenwert empfangen. Ein Fußballspiel wirkt schon deshalb „ordinärer“, weil hier auf dem Kampffeld des kleinen Mannes jener Kult der Repräsentation fehlt. Ästhetik ist also beim Sport zunächst durch Umgebungsdarstellung möglich und erstrebt. Der Sport bietet in solchem Zusammenhange Szenerien wie die Bühne und ist durchweg schauspielhaft eingestellt. Man könnte auch noch an alle die sonstigen Zusatzwerte bei großen Festspielen erinnern, die diese Ästhetik unterstreichen sollen. Die Vorbereitungsarbeiten auf den Kampf, die mit einer gewissen Feierlichkeit zustande kommen und die Zuschauerspannung erhöhen. Gegebenenfalls die Vorparade der Wettbewerber, die Musik, die Fahnen und der Betrieb auf der Tribüne! Das alles hat neben ganz und gar anderen, vielfach unsportlichen Hintergründen (s. u.) mehr oder minder ästhetischen Schaucharakter. Die Körperkultur ist durch den Tanz bühnennäher und trennt diese Schaubildästhetik vom eigentlichen Kern der Sache weniger; dort verschmilzt beides zur Handlung. Beim Sport ist das Sportliche etwas davon Abgesondertes, und diese Zusatzästhetik, die bewußt kultiviert wird,

nur Folie. In der klassischen Form des Turnens finden wir den Höchstaussdruck der Darstellungsschau verkörpert, aber eine Schau, die wieder durchaus unsportlich zu wirken pflegt. Diese Massen gleichförmig hebelnder Glieder sind Repräsentation der Bilanz. Sind Ergebnis eines Drills, der eigentlich weniger oft die turnerische Leistung, als anderes im Auge hat: z. B. die Einprägung wehrhafter Wirkung des Drills. Die Demonstration des guten Nachwuchses. Die Vorführung der Maschine Mensch im Stile einer Kasernenhofkultur. Günstigstenfalls etwas, was von fern an Massenregie des Films erinnern könnte. Hier ist die Schau konkurrenzloser und wettbewerbfreier Arbeit nach Muster, Kanon und Befehl das wesentliche. Und so scheidet auch diese Form der Freude am Drill beim eigentlichen Sportbild für den Zuschauer aus. Er will nicht Befehlsdrill sehen, sondern sucht ein lebendiges Bild der Sporthandlung.

Im Rahmen einer solchen Schau wendet sich naturgemäß der Zuschauer dem Menschen zu. Und so kommen wir zu einer der ursprünglichen Gymnastik sehr nahestehenden Ästhetik, nämlich zur Ästhetik des Körpers.

Nicht die Aufmachung der Umgebung und das Gesamtbild ist hier Ziel, sondern der schöne, ideal gewachsene oder ideal handelnde Mensch wird Thema. Dies Ziel verfolgt bereits jede künstlerische Gymnastik. Wir können aber nicht übersehen, wie im Sport abermals die Verhältnisse ihre besondere Note erhalten.

Die Ursprungsform ästhetischer Einstellung der Menschen ist das Zuschauen. Die zweite Möglichkeit die Übertragung dieses Schauens auf das eigene Ich, also die narzistisch überlieferte Selbstbetrachtung. So ist auch im Sport das Erstbetonte immer die Beobachtung am Fremdobjekt und das zweite die subjektive Einstellung auf eigene „Schönheit“. Die Beobachtung des anderen erfolgt beim Sportler zumeist am lebendigen Beispiel, und zwar aus Gründen der Handlung im Sport. In der Körperkultur gibt es tote Statuen, die das Endziel menschlicher Vollkommenheit darstellen mögen. Im Sport ist dies eine Seltenheit. Was die Gymnastik, was das Turnen kann, ausgehend etwa von der klassischen Form der Überlieferung, ist auch aus historischem Grunde hier kaum möglich. Wir kennen keine Überlieferung des Anglers oder Autofahrers oder Fliegers. Es gab damals keine entsprechenden kulturell-technischen Vorlagen (wie bei den letzten beiden Fällen) oder keinen entsprechenden Sporttyp wie beim Angelsport. Auch die Technik des Sport-

gebietes selber änderte sich! Das klassische Rudern ist, selbst wenn wir von Vasenbildern oder sonstigen Unterlagen ausgingen, unübertragbar auf den modernen Rollstuhl und die Rudergestaltung. Galeerenarbeit und Herrensport sind zweierlei Begriffe. Es bleibt immer noch eine gewisse Konstruktion übrig, wenn wir heute einen griechischen Diskuswerfer oder den Marathonläufer (den wir sportlich gesehen bekanntlich überboten) rekonstruieren, noch einmal im Leben klassisch-antik repräsentieren wollen. Daß dies möglich ist an und für sich, beweisen Bilder wie das Camillis und andere, zweifellos dem antiken Menschen formal nahekommende Aufnahmen.

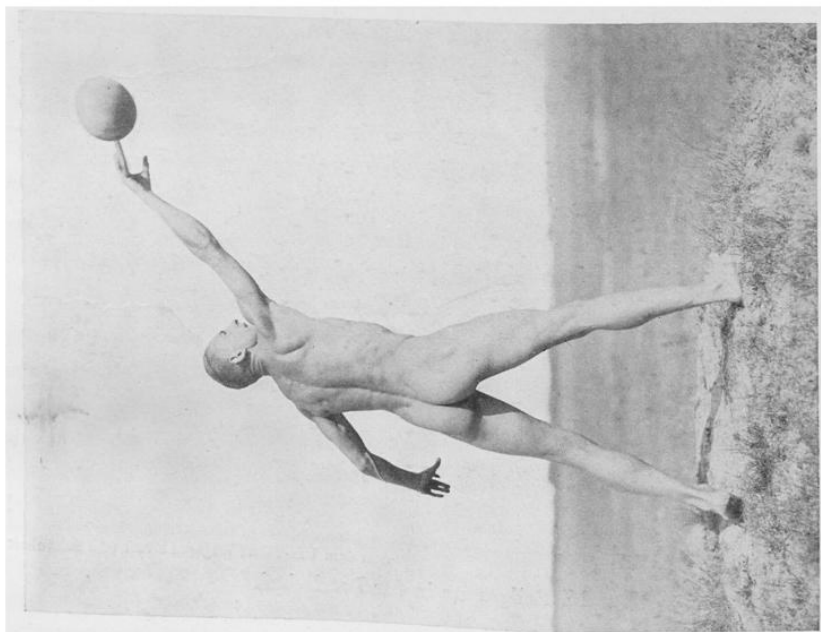
Immerhin ist im Sport der Anlaß, „klassisch“ auszusehen, schwerlich Anlaß zur Sportausübung. Wie ganz anders auf körperkulturellem Felde, wo tatsächlich eine große Reihe von Fehlleistungen aus der zufälligen Andeutung klassischer Gestalt herzuleiten sind. Wieviel Tänzerinnen sind um ihres Gesichtes willen zum Tanz gekommen: und dabei gescheitert. Das klassische Schönheitsideal wird von der Körperkultur aber auch gern wiedergewonnen, wenn durch äußere Umstände der Urreiz der Person verlorengeht. In dem Sonnenmenschentum der Gegenwart, also der Nacktsportbewegung aus Nacktheitsidealen, spricht diese Freude an der Wiedergewinnung manchmal mit. So sind die Zeilen der betreffenden Zeitschriften erfüllt vom Hymnus an den sonnengebräunten Menschen; lebt hier der Sport dem Zurück zu orientalischen Möglichkeiten seltsam äußerlicher Form. Der weiße Mensch der modernen Zivilisation wird dem braunen verbrannten Bruder der klassischen Zeit entgegengestellt. Andererseits wird der Sportsman jedoch nicht durch derartige Äußerlichkeiten zum Sport geführt. Nicht Prophylaxe gegen verfallende Ästhetik und nicht Zufallsbeziehung sind im allgemeinen die Brücke zum Sport. Vielleicht macht der ästhetisierende Dandytyp die einzige Ausnahme als Amateursportler von Kultur. Sonst aber ist beim Sport Talent und Idee, neben anderen soziologisch bedingten Äußerlichkeiten, Uranlaß der Beschäftigung; spielen kollektive Gründe mit hinein. Selten jene narzistische Freude an der eigenen Gestalt. Dieses objektive Dasein des Sportes offenbart sich auch hier wieder gegenüber der intravertierten Form der Körperkultur.

Neben dieser Ursprungseinstellung (Zuschauen = Ichübertragung) gibt es noch ein weiteres entwicklungsmäßiges Werden menschlicher Kulturentfaltung beim Sport. Es ist dies der Übergang von der

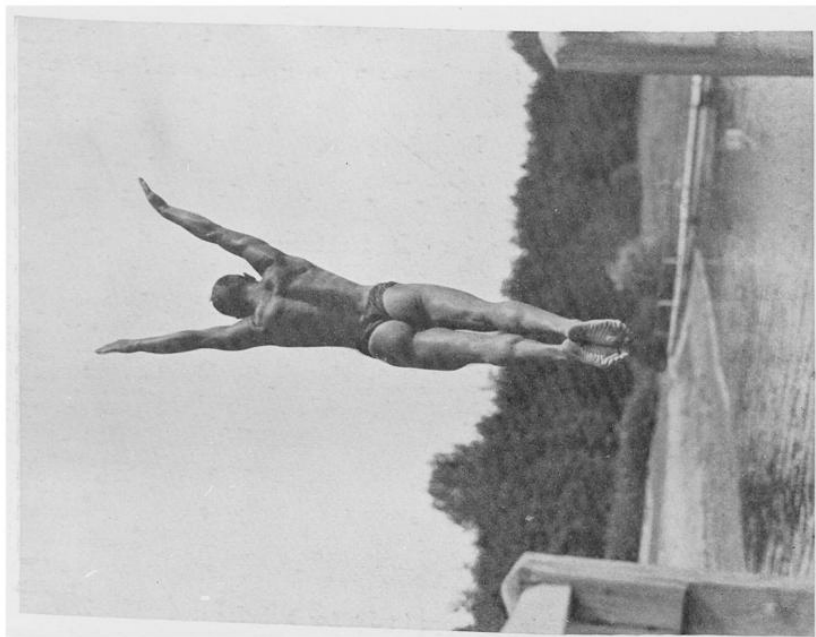
statischen zur dynamischen Schönheit. — Dieses Gegenstück führt in weitere Fragen hinein.

Gehen wir wiederum aus von der einfältigen Stellungnahme des Zuschauers, so läßt sich der Anfang ableiten aus der historischen Überlieferung der Antike. Was ist überliefert? Marmorbilder sind gegeben, die steif und kalt uns Nachfahren ansehen. Der primitive Mensch wendet sich, gegenüber dieser Tradition, immer der Statik zu. Und je mehr unsere bildende Kunst beeinflußt ward durch die Antike, um so mehr wurde die Statik Uranfang für den ästhetischen Blick des einfacheren Menschen. Wenn wir uns heute der Lessingschen Betrachtungen über die Laokoongruppe erinnern, so erkennen wir, welche sublime Geistesverfassung nötig war, um in diesen Traditionsformen Bewegung, Ausdruck und Handlung zu sehen. Wir können im großen und ganzen zugeben, daß die Mehrzahl der Menschen auch heute nicht in der Lage ist, über die Statik hinaus in der künstlerischen Statue Dynamik zu empfinden. Der Mensch hat um so mehr Schwierigkeiten, als er ja durch zwei ganz und gar drastischere Hilfsmittel zur Dynamik der Person kommt.

Die eine Form ist wieder die des Zuschauers beim realen Sport. Dort ist Bewegung, dort ist Leben, dort ist Handlung. Dort wird die statische Ästhetik Funktion der Zeit. Dort wird aus der Ruhe Fluß, aus der Statik Motorik, also Kraft. Und die Betrachtung der Statuen und der Bildwerke unserer Malerei führen so den Menschen einfacherer Struktur (mit diesem aber rechnen wir hier, wie erwähnt war, durchaus!) wieder zur Einstellung auf ein stilles, ruhiges, beschlossenes Dasein der künstlerischen Ausdrucksgebung. Diese Bilder, diese Porträts, diese Marmorwerke zeigen ihm den Menschen gesteigert als Pose, als Ruhepunkt im Abfluß der Bewegung. Und so senkt sich vertieft der Blick auf dieses Konstante des Wesens, so können sich andererseits jene Urbilder ästhetischen Empfindens der Körperschönheit zuspitzen zu Idealformen menschlicher Gebilde. Zu Idealformen, die wie die Idealcharaktere gerade das Bleibende im Abfluß verdeutlichen sollen. Dieser naivere Betrachter kommt vom künstlerischen Vorwurf: Bewegungs-darstellung in der Ruhe, diametral fort. Er begreift das künstlerische Thema nicht ganz. Er ist mehr oder minder froh, endlich einmal den Menschen in Ruhe studieren zu können. So triumphiert gerade die statische Schönheit über die dynamische auch hier. Und jetzt kommt ein zweiter Einfluß, der uns völlig von der Antike, von



13. Männerakt in Bewegung



14. Ästhetik der Körperformung beim Schwimmen



H. Ohler

15. Springergruppe in der Landschaft



Aus dem Ufa-Film: Wege zu Kunst und Schönheit

16. Ballgruppe in der Landschaft

jeder Tradition und jedem künstlerischen Werke zur Zeit fortbringt: das ist der Film.

Ein hervorragender deutscher Sportler erzählte mir einmal, wie ihm durch den Film überhaupt erst der Sinn für Bewegung aufgegangen sei. Er habe sich in Bewegungen geradezu verliebt, und nun mache es ihm im Sport Freude, diese Bewegungen nachzuerleben und sie zu beobachten!

Dies ist ein ganz und gar typisch modernes Erleben. Der Film hat in unerhörter Weise uns auf die Bewegung und die Bewegungsfolge gestoßen. Wenn wir wissenschaftlich denken, können wir sagen, daß wir vor der Zeitlupe überhaupt nichts von Bewegung wußten. Wir nehmen aber nicht einmal dieses auch ernsten Denkern doch sehr einleuchtende Sonderbeispiel; wir denken vielmehr nur an den üblichen Fall. Der Film lebt, aber er lebt viel abstrakter als das Sportbild, das der Zuschauer mit all den Farben, all der Akustik und den sonstigen kollektiven Einflüssen des Sportplatzes in sich aufnahm! Schon in der Antike. Hier wird farblos — und das ist gerade die Stärke des Films — vor dem einzelnen, ausgesondert von allem Beiwerk, die Motorik an sich vorgeführt. Ich rechne es zu den allerwertvollsten Momenten des Films, daß er uns diesen motorischen Schulungswert geschenkt hat. Wir sehen die Bewegung losgelöst von allem anderen. Wir sehen sie hochwertig vertreten an der schönen Frau oder der Wiedergabe eines sportlichen Bildes. Wir sehen auch das Negative — und damit erst recht die ästhetischen Probleme —, wenn wir Mängel in Gang, Haltung, Gebärde oder Motorik an irgendeiner Stelle im Film kraß empfinden. So ist der Film heute ganz und gar überlegener Lehrmeister für Bewegung. Kein Bild, keine Statue kann ähnliches dem naiveren Menschen bieten. Bei ihm ist Dynamik als Erscheinung eine Spätform der Ästhetik geworden, wenn wir wiederum an die breiteren Schichten, nicht an die Künstler oder die gehobeneren Geister denken. Motorik ist so Aufgabe der Allgemeinheit, und diese Motorik wird vielfach nahezu vom Film infiziert. In ihren praktischen Auswirkungen und allen sonstigen Lebensformen.

Denken wir nun noch einmal an die gegenwärtige Körperkultur zurück, so gewahren wir wichtige Folgerungen.

Nichts zeigt so schön wie die sogenannte Gymnastik, wie stark das nur Statische der Lebensform ursprünglich war. Ich habe an anderem Orte über die Einseitigkeit einer funktionellen Gymnastik

(etwa bei Mensendieck) gesprochen, die einseitig war, da sie immer nur, auch in ihren Bewegungsübungen, an den fixierten Menschen denkt, nur an Randgebieten sich die Dynamik der Form vorstellt. Die Beziehung zur Anatomie der Funktion verführt noch dazu. Denn in der Tat ist der Hebel Arm oder Bein und der Rumpf ein in sich starr beschlossenes Gebilde, das nur relativ motorisch sich äußern kann; im Rahmen seines Bezugsraums, der klein ist! Es war ein ungeheuer Neues, als Laban Motorik durch die Sprünge, durch die Rumpfwürfe in die Starrheit hineinbrachte. Es war zugleich etwas ausgesprochen Unanatomisches. Aber dieser Bruch mit der Anatomie bedeutete eigentlich einen Bruch auch mit allzu einseitigen Vorstellungen von ästhetischen Idealen. Klassische Schönheit war die ruhende anatomische Schönheit! Das konnte auf die Dauer nicht mehr in unsere Zeit hineinpassen und blieb Frühform der Ästhetik des Körpers. Schön mußte der Körper gerade in seiner Anwendung werden können. Und so versagten so viele „schöne“ Gesichter im Film — wie in der Körperkultur, als die motorischen Systeme mehr und mehr einbrachen, als Dalcroze und Bode durch die Einführung der rhythmischen Gymnastik wesentlich mehr als anatomisch bedingte Funktion des Körpers verlangten. Film und rhythmische Gymnastik wurden hier Prüfstein auf die kulturelle Mehrleistung im ästhetischen Lebensgebiet. Genau so war das alte deutsche Turnen immer und immer wieder, genau so die schwedische Gymnastik anatomisch richtige — aber durchaus unwirklich stabile Haltungsweise. Und alle die Turnlehrerinnen boten ein jämmerliches Ansehen, als sie in die Gebiete der rhythmischen Gymnastik eingeführt wurden. Man wird darauf verzichten, Bilder hiervon zu bieten, da sie zu abschreckend-komisch sind und in ihrer Hilflosigkeit pessimistisch machen. Die motorische Ästhetik ist erst ein echtes Kind unserer Zeit. Also die handelnde Motorik, studiert nicht an klassischen Gebilden, sondern am Leben selber. Das Scheitern des Systems Mensendieck, dessen Urheberin bekanntlich in bescheidenen Grenzen und an Hand gerade der griechischen Vorbilder zur Nahmotorik im Spielraum des stabilen Körpers ging (richtiges Greifen, richtiges Bücken, richtiges Haaraufstecken), zeigt, wie ganz anders die neue Motorik ästhetisch sein kann. Die Nachahmung, die Labans Sprungtechnik nahezu allerorten fand, ist Gegenstück dazu. Es war Bedarf da für eine Ästhetik, die vor Laban niemand gleich empfunden hatte.

Die Körperkultur kannte ja nur noch eine Motorik ausgesprochener Form: den Tanz. Und hier würden wir zurückreichen auf Zeiten, die weit vor den griechischen Epochen liegen. Denn die ästhetische Meisterung der Motorik im Tanz führt auf die Primitiven. In meinem Buche über die „Girl-Kultur“ habe ich die neueren amerikanischen Tanzstudien mit der Negerrhythmik und zugleich dem Großstadtimpuls zusammenzubringen versucht. Diese biologische Urrhythmik ist eigentlich das Kernstück der Motorik des Menschen und der beste Ausdruck auch für jenes Filmtempo unserer Zeit. Aber nicht die eigentlich künstlerischen Einzeltänze kommen diesem Urboden am nächsten, als Übertragungsformen des modernen Gesellschaftstanzes. Motorik haben einzelne Künstlerinnen, wie die Sent M'ahesa, stets gehabt, Motorik in diesem Sinne meisterte die Wigman. Allgemeinen Sinn für Motorik offenbarten aber in hochwertiger Leistung neben den Negern erst die amerikanischen Girls — die streng auf dem Boden der Körperkultur stehen — und die kolportierten Auslandstänze, wie der Shimmy. Von hier sind zweifellos Leitideen in den Sport übergegangen. Wer Prenzel im Training hat springen sehen, findet sofort den Anschluß an die Shimmybewegung. Die Hüpfbewegungen über dem Springreifenband sind nichts weiter als eine ästhetisierte Motorik, die hier sachlich ganz und gar umgemodelt im Sportbetrieb in Anwendung kommt: in der Fixigkeit und der Konzentration des Griffbeibringens usw. Heute noch Trainingsmotorik, kann sie übermorgen Sportstil werden.

So tritt gerade das Dynamische im Sport mehr oder minder deutlicher in den Vordergrund. Und wie schwierig die Verhältnisse liegen und wie neuartig der Blick für die dynamische Schönheit noch immer ist, wie eigentlich ständig der statisch schöne Mensch das Urbild blieb, das können wir aus verschiedenen Tatsachen im Sport lernen, von denen ich einige erwähnen möchte.

Dem Sport geht durchaus vielfach verloren der Blick für die notwendige Grenze, über die hinaus Motorik und Dynamik jeder Form unästhetisch wirkt. Alle Hyperkultur des Muskelmenschen zeigt es! Wir werden das Reißen aus diesen und sonstigen Gründen zu den überlebten Sportformen zu rechnen haben. Es wirkt unästhetisch und in seiner geringen Schönheitwirkung bisweilen nahezu komisch. Es scheint eine Groteske, eine Verzerrung gesunden Menschentums darzustellen. Aber auch in harmloseren Fällen fehlt vielen Sportlern der Blick für die Ästhetik der Handlung. Ein Meisterwurf von 25 kg

auf etwa 10 m Entfernung: objektiv läßt sich daran nichts tadeln, als die völlige Vernachlässigung des ästhetischen Motivs. Die verzerrten Gesichtszüge, die hervorquellenden Adern, die aufeinandergebissenen Zähne sind Mängel der Meisterleistung. So darf eine wirklich schöne Leistung niemals dynamisch sich gestalten. Wir fordern eine Leistung von Harmonie zwischen objektiver Gestalt und persönlicher Form. Form und Inhalt sollen miteinander konkurrieren können. Hier ist das Dynamische ganz und gar noch auf das Ding, die Sache — eben die Distanz und die Kilogrammzahl — konzentriert. Der Mensch als Träger des Ganzen ist vergessen. Und er kann im Ruhezustand vielleicht sogar gewissen ästhetischen Idealen entsprechen.

Wir erwähnten oben kurz einmal die Artistik. Sie hatte mit der Körperkultur manches Unsportgemäße gemeinsam. Hier ist der Punkt, wo wir an sie erinnern können, im Zusammenhang mit dem ästhetischen Ideal und seiner Entwicklung auf dynamischem Felde. Der Typus des eleganten Artisten ist bekanntlich zuerst in Deutschland entstanden und dann über das Ausland auf uns zurückgefallen. Auch da war, wie hier beim Kugelwerfen des Sportlers, ursprünglich die Komponente „Anstrengungszeichen“ vernachlässigt. Ja, in den ganz primitiven Volksschaustellungen verlangte man sogar ausdrücklich zur Leistung diese Symptome. Der rote Kopf, der Schweißausbruch, die dicken, blutgefüllten Adern des Jongleurs durften nicht fehlen, um von der Leistung zu überzeugen. Die Ästhetik der Artistik ist später gerade ins Gegenteil verfallen. Richtiger gesagt, sie lernte es, nicht nur jene Übertreibungen dem Publikum abzugewöhnen, sondern sie lernte auch auf sich höhere ästhetische Gesetze in Anwendung zu bringen. Heute sehen wir hochwertigste Artistik im Gesellschaftsanzug, in Frack oder Smoking vorführen. Heute ist es Ehrgeiz der artistischen Ästhetik, ohne das geringste Verziehen des Gesichts, ohne die geringste nebenwirkende Dynamik die Motorik der Leistung zu bewältigen! Fast wie heiläufig. Und so fliegen zwei Kavaliers im Gespräch, das Stöckchen unterm Arm und die Zigarette im Mundwinkel, unvermittelt durch die Luft, hebt einer den anderen in irgendeiner verrückten artistischen Hebelgesetzlichkeit von hier nach dort, rotieren die Leute wie im Nebenbewußten arbeitend, ohne die Besonderheit der Arbeit (an deren immenser Schwierigkeit niemand zweifeln kann) zu unterstreichen. Ja der ästhetische Vorwurf der Artistik geht nun so weit,

jedes künstliche Gerät auf ein Mindestmaß zu beschränken. Vormal's fürs Volk blitzende Seile, Messingstangen, Hocker, Taburette und Diener ringsum, um Gefahrfälle zu hindern und die Gefahr zu betonen. Heute nichts davon. Vielleicht noch eine kleine, kaum sichtbare Kopfunterlage oder ein kleiner Stahlstock oder eine Zimmerschaukel oder ein paar Stühle vom Hausgebrauch. So entwickelte sich in der, an sich außenseiterischen, Welt der Artistik eine sehr interessante Form motorischer Ästhetik.

Der Sport ist im allgemeinen davon noch unberührt. Er arbeitet meist reichlich naiv, und Phänomene wie Nurmi fallen gerade durch die Wahrung der ästhetischen Form bis zuletzt auf. Sie unterscheiden sich als Meister ganz und gar von der Auspumpungsvorstellung, die man gewöhnlicherweise beim Laufe hat. Ihre Ästhetik ist die höhere und neuere Entwicklungsphase im Sport. Alle anderen Sportarten werden früher oder später daraus zu lernen haben. Es ist dies jene „Eleganz“, von der oben die Rede war, die wir ebenso finden bei der Artistik, wie in der genialen Ableitung einer neuartigen Formel des mathematischen Kopfes oder einem eindeutigen Experiment der Physik.

Die geringe Wahrung ästhetischer Formgebung bei der hochwertigen Einzelleistung war demnach noch sportlicher Mangel. Auf zwei anderen Gebieten finden wir aber sehr beachtliche Fortschritte. Wir sehen eine ausgesprochene Gruppenästhetik entstehen, und wir beobachten bereits deutliche Stilarten.

Die Gruppenästhetik ist heute naturgemäß im Sport nur dort denkbar, wo das Sportfeld die Gruppe verhältnismäßig fixiert. So finden wir den Blick für die ästhetische Gruppenwirkung erstlich im Training und dann ferner auf der Anwendungsseite der Nacktkultur. Der künstlerische Tanz oder die Gruppenarbeit der Körperkultur können den Begriff Gruppenästhetik wesentlich schärfer prägen. Hier ist ja die Gruppe oder der Raumkörper das Eigentliche der Darstellung. Im Sport ist die Gruppe zufällige Position ausübender, auf ein ganz anderes, objektives Ziel gerichteter Menschen. Wir müssen vom Raumkörper unbedingt hochwertige Ästhetik voraussetzen. Die Gruppen Labans und Wigmans sind vorbildlich, und zwar gerade deshalb, weil sie die räumliche Ästhetik nicht nur durch die Begriffe Symmetrie oder Harmonie darstellten. Wer die Bilder der Wigmanschulen eingehend studiert, findet den ästhetischen Charakter der Darbietung gerade in der vollen Individualisierung der Elemente

des Raumkörpers. Also der Einzelmenschen in ihrer ästhetischen Gestaltung der Idee, ihrer Teilhandlung, ihrer Ausdrucksgebarung, die der gemeinsamen Vorstellung dienen möchte. Die Tiller-Girls der amerikanischen Schule sind als Raumkörper wiederum ästhetisch ausgezeichnet durch das völlige Verschwinden der Einzelindividualität im Gesamtkörper. Sie sind individuell-uniformiert, sie wirken durchaus maschinell gegeben. Böhme hat neuerlich die Ausbildung des Raumkörpers zur Symphonie in Erwägung gezogen. Es sind dies weitere ästhetische Möglichkeiten einer Raumkunst auf dem Boden der Körperkultur, deren Auswirkung vielleicht in Bälde erfolgen kann.

Im Sport ist die Gruppenästhetik insoweit unfreier, als viele Sportarten die Gruppe zu unfreiwilliger Starrheit zwingen: so im Rudermehrsitzer. Das Turnen andererseits hatte Gruppenästhetik immer nur in der formalen Zuordnung der individuellen Körper erstrebt; im Ausrichten der Ruhestellung, im Gleichrichten des nach Kommando anatomisch veränderten Körpers. Viele und nicht die uninteressantesten Gruppenwirkungen des Sports gelangen zu einer Ästhetik, die alles andere als formal-logisch ist; die durch ihren Impuls und ihre innere Rhythmik wirkt. So die Gruppenbildung beim Gedränge im Rugby, die Gruppenbildung bei dem Torkampf, die Gruppenbildung beim Pushball und so weiter. Neben künstlerischer Wirkung durch freies Gruppenspiel und starrer Gruppe in der Sportarbeit ist heute die Trainingsform zweifelsohne ein Weg für die ästhetische Ausgestaltung des sportlichen Menschen. Wir finden Trainingsformen im Dualis, indem je zwei Personen Rumpfdehnungen oder dynamische Übungen gegeneinander vollziehen. Wir finden aber auch Kleingruppen in Kreis- oder Ovalbildung, die etwa mit dem Ball operieren. Hier ist sehr deutlich die Gesamtwirkung der Gruppe vollästhetisch, und wir empfinden diese Ästhetik gegenüber der Einzelperson eines Diskuswerfers wohl noch gesteigert.

Hinzu tritt die ästhetische Erziehung der Sportler auf den Zonen, die heute Nacktkultur und Sonnensport pflegen; so zweifelsfrei in der Schule Suréns. Dort ist ausdrücklich im allgemeinen der Kitschcharakter der Nacktkultur, die, wie erwähnt, ursprünglich die schöne Frau suchte, durch die Männertypen endgültig beseitigt. Unter den Anhängern des Licht-, Luft- und Sonnenbundes als Grundlage einer echten Sportkultur ist die Surénschule bahnbrechend vorgegangen,



17. Schottische Sprungstilform <in wagerechter Körperlage>



18. Englische Sprungstilform

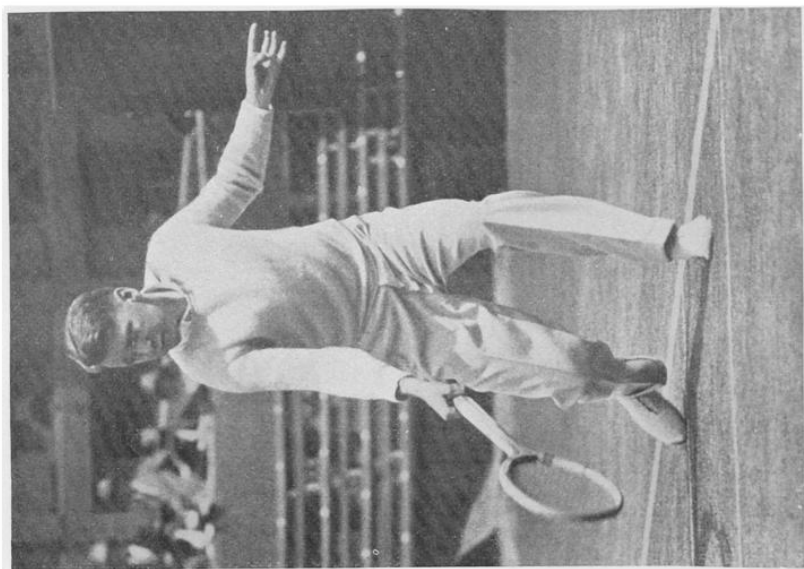


19. Amerikanische Sprungstilform



Wolter

20. Neuer Tennisspielstil



Wolter

21. Üblicher Tennistyp

ohne verhindern zu können, daß naturgemäß hier und dort abwegige Nebenerscheinungen der Richtung zu beobachten waren. Im Zusammenhang mit der natürlichen Schönheitskultur des nackten Menschen wird auch die Gruppe gepflegt. Meist wiederum im Training oder dann hinauf bis zu gewisser Einfühlung in Raumgruppenschönheit. Wenn wir solche Männerbilder von gut durchgebildeten Sportkörpern sehen, gewahren wir eine jedem Teilnehmer bewußte Einstellung auf Wirkung, und zwar auf Schönheitswirkung im kollektiven Sinne. Was der Tanz und die Körperkultur auf der Bühne brachten, wird jetzt in den Akkord der Landschaft gefügt und wirkt um so natürlicher. Niemand wird leugnen wollen, daß hier neuartige ästhetische Werte gerade am Männerkörper zum Ausdruck gelangen, die wir dem männlichen Sport erst neuerlich verdanken und die sicherlich eine Bereicherung darstellen. Obwohl der männliche Körper an sich nicht immer so ästhetisch wirken kann wie der von sehr jungen Mädchen (die Frau als ästhetisches Massenobjekt schaltet überhaupt ganz und gar aus), ist es in dieser Betonung der Raumrhythmik gelungen, das Dilemma der groben Drastik der Männlichkeit zu umgehen. Der Raum triumphiert über den Körper, die einzelne Gestalt verschwindet in ihren Partialitäten, die alles andere als schön genannt werden würden. Das wäre einer der früheren Schnheitsaufnahmen — den seltenen Photos nackter Männer! — schwer gelungen und auch in bloß spielerischer Pose, selbst bei romanischen Jünglingsbildern, undenkbar. Hier verbindet die straffe sportliche Gymnastik das Ganze, und so wird ein objektiver ästhetischer Wert gefördert. Daß sportlich gesehen leider daraus auch Poseurium werden mag, hat gerade die genannte Schule Surén nicht verhindern können! —

Das zweite ästhetische Sportmoment, das hinzukam, war ein Stilempfinden für die Ausprägung der einzelnen Sportwege.

Daß an und für sich der technische Stil der verschiedenen Sportarten voneinander abweicht, ist nicht zu erläutern. Die Begabung für Leichtathletik ist stilistisch einem anderen Menschen zugeordnet als die für Schwerathletik. Der Skiläufer oder Eiskünstler sind stilistisch andere Formen des Lebens als der Kurzstreckenläufer oder der Pushballspieler. Interessant wird jedoch diese Entwicklung erst dort, wo wir dieselbe Sportart in eigengeprägter Stilform vorfinden. Ein Beispiel mag dies erläutern: nehmen wir den Hochsprung, so fand sich vormals ein sehr ausgeprägter Unterschied zwischen dem

englischen, dem schottischen oder dem amerikanischen Stil. Der amerikanische Springer reißt beispielsweise das eine Bein in kennzeichnender Form hoch. Die Stilformen gehören einer in sich verwandten Rasse an. Aber sie unterscheiden durchaus die drei Vertreter. Noch interessanter sind Stilformen, die weniger kollektiv vorkommen und die sich auf Sports beziehen, welche eine gewisse traditionelle Ästhetik aufzuweisen haben. Konnte man beim Hochsprung eine gewisse Trickstilistik nicht verkennen, die die Rekorde steigert, so wird man beim Tennis weniger von Trick und um so mehr von vornehmer Tradition sprechen dürfen. In dieser Tradition der vornehmen Zurückhaltung, des laufenden Schlagens in gemessener Form, verharrte Tennis, bis die Weltmeisterin Lenglen französischen Schwung, Pathos und Motorik in den Stil brachte. Sie sprang in eigenartiger Satztechnik hoch, sie war so motorisch, daß sie unwillkürlich beim Partner in der Mimik mitzuspielen pflegte. Das war eine individuelle Stilform, die außerdem vorteilhaft wurde. Nicht nur die romanische Auffassung brach in ihr durch, sondern auch die Persönlichkeit eines sportlichen Teiltalents. Ebenso spricht man vom Stil eines Milenz oder Dempsey oder sonst eines Meisters. Er hat dann stets aus dem Kanon eine individuelle Lebensform gefunden, die ihrer besonderen ästhetisch wirkenden Seite nicht entbehrt, da sie individualisiert, was sonst tote Regel blieb und beim Mittelmenschen niemals aus der allgemein verschwommenen Führung herauskam. So rechnet heute stilistische, und zwar nicht nur technisch-stilistische Artprägung zu den Erscheinungsweisen jedes Sports. Ja man darf betonen, daß Rekordwerte überhaupt nur durch persönlichen Stil gewonnen werden. Der Pferdesport ist vielleicht der früheste klassische Zeuge für diese Erscheinung gewesen.

In diesem Zusammenhang muß man auch noch des grundsätzlich „ästhetischen Menschen“ gedenken. Des Menschen, der als seine Aufgabe sieht, Sport so zu treiben, daß seine Person durch die Folie der Ästhetik hervorgehoben ist. Theoretisch kann jemand so ästhetisiert sein in seiner Haltung, daß er Sport sogar verschmäht. Er ist ihm dann etwas zu Ordinäres und zu Unindividuelles, daß er sich dieser Volksbetätigung nicht anpassen möchte. Es gibt Frauen, die aus bloßer Ästhetik mit einem *fi donc* fernbleiben würden. Häufiger sind aber jene Typen, die nun im Rahmen der Sports wählen und die Ästhetik der eigenen Person — als Erscheinung wie als Lebensgrundsatz — über den Sport stellen. Andere wieder haben nicht die

geringste Ader für diese Einstellung. In Schichten einer sympathischen Ästhetisierung der Person wird der Mensch immer lieber Automobil- als Motorradspport treiben. Nur ungern poltert der feine Mann, aus allen Windrichtungen beschmutzt, verstaubt und sichtbar, durch das Land. Das tut eher jener andere Typ, von dem wir sagen dürfen, daß sein Geltungstrieb bereits am geöffneten Auspuff erkennbar ist. Aber der Brummeltyp, der Dandymensch, das Vorbild Oskar Wildescher Farbenorgien, wird auch unter den Sportarten differenziert wählen. Er wird eine ästhetische Sportart suchen, die seinem Habitus entspricht: exklusiv, teuer und standesgemäß ist. Er wird Polo schätzen. Weil es rar ist. Weil es nicht einmal mitteleuropäisch möglich ward. Er wird Criquet dem Croquet vorziehen, als gewählteres Format. Der Fußball hat bei ihm nichts zu suchen. Jeder Gruppensport ist ausgeschlossen. Oder nur in kleinstem Kreise möglich. Er wird eher Wale jagen als Forellen fangen. Er wird in die Einsamkeit der Berge fliehen, aber immer noch den Montblanc der Zugspitze vorziehen: um des Objekts willen. Bei diesem Typ ist der Sport arbeitersetzenende Beschäftigung. Da die Arbeit unästhetisch ist, und da man nicht den ganzen Tag im Klub sein kann, wird man sich in angemessener Zurückhaltung solchen Sports zuwenden, die wenig geschäftiges Leben, aber dafür vornehme Reserviertheit ausprägen. Und so kann man mit dem Rolls Royce ruhig seine 120 km auf der Landstraße machen und das Scheckbuch bei jedem Mandat gelassen ziehen, jede Reparation auf dieser Fahrt zubilligen: wenn sich die Exklusivität nur mit ästhetischem Pathos der eigenen Person bindet. Dieser Typ ist bei uns seltener als in England. In Amerika wird er abgelöst durch Exzentrik. Aber Exzentrik würde schon wieder zu stark auffallen für den echten Dandy, zu krampfhaft nach Aufmerksamkeit schielen. Der echte Herrensport meidet dies, ebenso wie Volkstümlichkeit.

Normalerweise wird der ästhetische Typ kleinerer Dimension allem ausweichen, was im Sport roh ist. Die gebildeten Schichten des guten Bürgertums meiden den schreienden Sport des Fußballs und des Boxrings, lieben das Pferd, das vornehme Auto und das internationale Golf oder Tennis. Wir können nicht übersehen, daß diese Sportvertreter in ihrer Ästhetik im allgemeinen den Sport nicht mehr ganz sportlich werten. Von ihnen kommen neue Sportanregungen selten, und vor allem gelangen sie zu international bedingten Leistungssteigerungen nur auf den soziologisch aus-

gesuchten Sondersports. Die Lebensform dieser Typen nimmt den Sport nur als Teilbestand auf. Er ist ihnen vielfach weder Beruf noch Ausgleichswert, sondern auch, wie beim Dandy, zeitkürzende Beschäftigung. So aber wird weder der echte Berufssportler noch der echte Berufsamateur, noch der echte Sportkonsument sich einstellen. Der innerlich oder äußerlich nur ästhetisch gerichtete Mensch spielt im Sport eine verhältnismäßig geringe Rolle.

Von ihm gehen auch Ästhetisierungswirkungen auf die Sportmittel über. Es ist soziologisch selbstverständlich, daß der feiner strukturierte Mensch andere Anforderungen an die Sportmittel stellt, selbst dort, wo der Kanon des Sondersports gegeben ist. Dieser Typ hat im Autosport den Begriff des von Amateuren gesteuerten schnittigen, rassigen Rennwagens geschaffen. Dieser Typ hat teil an den Bauten für Sondersports: im Gebirge, am Wasser, auf dem Wasser und in der Luft. Begriffe wie Hausboot, Bungalow, Hütte sind Inhalte, die Sportmittelveredelung darstellen. Die Kultur des Wassersports ist von diesen Schichten bis zu einer raffinierten Auswertung aller Bademöglichkeiten betrieben worden: schon im Altertum. Ausstattung und Pflege eines guten Tennisplatzes ist etwas Grundsätzliches; Tieferes, Mühsameres und auch Ästhetischeres als irgendein billiger Rasensport. Der Begriff Gestüt und Rennstall kommt nur aus diesen Kreisen. Alle diese Edelsports bedingen ein wesentlich höheres allgemeines, nicht nur soziologisches Niveau, als es ein wirklicher Massensport verlangt. Und so sehen wir, wie persönlich und sachlich zugleich die Ästhetik als Lebensform im Rahmen des Sports eine recht erhebliche und gegenüber der Körperkultur sehr andere Rolle spielt. Freilich ließe sich damit die neue kulturelle Sporterscheinung allein nicht erklären. Es kommen weitere Inhalte hinzu, die den Sport zu einer sehr verbreiteten Lebensform werden lassen.

DIE HEROISCHE LEBENSRICHTUNG

Der Sport bleibt unverstündlich, wenn man ihn nicht auch als den Ausdruck der heroischen Persönlichkeit betrachtet.

Wir müssen folgendes bedenken:

Verfolgen wir rückwärts die völkerpsychologischen Kulturidole, so wissen wir, wie auf die Zeit der Primitiven und des Totemismus,



Riebcke

22. Meisterleistung an der Grenze



23. Echte heroische Leistung: Der Meister siegt spielend über 1000 m und schließt dem Rekord unmittelbar einen weiteren über 5000 m an



Herrings

24. Der Meister und die Menge (amerikanische Golfbegeisterung)



Atlantic

25. Kehrseite der Herosverehrung

mit seiner Stammesgliederung und den Familienriten, die Epoche der Helden- und Götterverehrung folgt. In dieser Zeit wird der Individualismus entdeckt. War das Individuum bei den Primitiven unbekannt, wurde es wie eine Nummer und eine Sache unter die Gesetze der Exogamie im Totemismus gestellt, kam es in der Helden- und Götterepoche zu strahlender persönlicher Geltung. Von diesen Epochen melden alle Legenden und Sagen, von dort stammt das, was man „Alter“ der modernen Kulturvölker nennt. Der Held wird Heros der Masse, er verrichtet Taten vor ihr für sie, er wird später Königstyp.

Diese archaischen Vorstellungen leben in uns weiter fort. Das Königtum verblaßt in den Zeiten des Humanismus, der Religionskämpfe oder der Revolutionen der Völker. Übrig bleibt einzig und allein das Sehnen nach dem Heros. Und wenn heute Völker leben, die keinen König mehr besitzen, die ihn auch nicht haben wollen, da er (voll Exklusivität) mit dem einfachen Mann nichts zu schaffen hat: so bleibt dies Sehnen ungestillt. Jene anderen Nationen aber (wie Nordamerika etwa), die zu jung sind, um wirklich alte Geschichte gekannt zu haben, deren Heroen erst 300 Jahre tot sind, aber nie legendär wurden: sie streben erst recht dahin, Heroskult zu entwickeln. Es lebt in den Menschen die Freude an der Anbetung eines Führers im innersten Grunde, und zwar nicht eines schemenhaften Phantoms oder eines durch Vererbung natürlicherweise gewordenen Leiters. Sie suchen ein eigenes Idol aus ihrem Kreise zu gewinnen, sie wünschen wohl hier und dort auch Wechsel der Person. So entsteht die freudige Bejahung des Sports, da dieser Sport Führer und Meister schenkt. — Sport und Heldenverehrung sind also unmittelbar gekoppelt, und in dieser Beziehung knüpft der Sport durchaus an urtümliche Gefühle an. Natürlich folgen daraus wieder bestimmte Nebenerscheinungen, die wir unter den Begriff des „Meistersports“ fassen können.

Dieser drückt sich zunächst dahin aus, daß Meister gesucht werden, daß ein Bedarf nach Meisterleistungen vorliegt. Der Gedanke weicht ab von der Körperkulturidee, so daß wir ihn als ausgesprochen sportlich bezeichnen dürfen. Die Körperkultur kannte keine meßbaren Vergleiche und hatte daher immer nur Sehnsucht nach allgemeiner Spitzenleistung; sozusagen nach persönlichem Geschmack, aber ohne unmittelbaren Beweis. Sport kann buchstäblich um Zentimeter oder Kilogramm oder Sekunden rechten und

den zum Meister küren, der den Rekord erreicht. So ist Meistertum etwas in gewissem Sinne objektiv Verdientes. Dadurch wird der Sport als Angelegenheit ein Bewerbungsfeld für viele Anwärter. Sport wird nahezu Beruf. Man kann Sportler werden und sich so ein Leben sichern, was die Körperkultur nur in den allerseltensten Fällen durch aktive Anwendung gestattet. Hier ist die Pädagogik häufiger das Ende, dort die Tat der erfolgreichere Weg. Sport wird so Ziel der jungen Leute, die, noch unbeschrieben, Berufen zuströmen. Wer Meister wird, ist mehr oder minder gemachter Mann. Meistersport ist zugleich ein Sport, der viele Beziehungen zum Theater, überhaupt zur Öffentlichkeit besitzt. Sportmeister sind heute vielfach Namen von internationalem Klange. Man darf sagen, daß sie in dieser Beziehung konkurrenzlose Möglichkeiten bieten, bekanntzuwerden. Kein Literat, kein Musiker kommt unmittelbar dem nahe. Der Vorzug besteht darin, daß man verhältnismäßig jung an Jahren zu den Ehren und der Position des Heros gelangt. Man spiegelt sich wider vor den jubelnden Augen der Menge, man genießt schneller und früher Ruhm als mancher Bühnendarsteller. Man ist dabei in einer um so beneidenswerteren Lage, je weniger exklusiv die eigene Kinderstube war. Das ist der Hang zum Licht, der viele junge Leute heute beseelt. Und je breiter ihre Sehnsucht nach Volksanerkennung gelagert ist, um so eher wenden sie sich den volkstümlichen Sports zu. Tennis heißt Bekanntschaft in der guten Gesellschaft. Boxen heißt Popularität unter Millionen. Meistersport hat natürlich für die Sportwelt auch etwas Negatives an sich.

Ursprungsziel muß immer das sein, den Sport extensiv aufzuziehen. Die breite Masse soll erfaßt werden, der Sport volkstümlich in der allgemeinsten Weise arbeiten. Das tut er nicht. Sondern dieser Meisterkult bedingt eine leicht einsetzende Resignation und eine Überbetonung der spielerischen Geistigkeit der Sportkultur. Viele Leute, die sich dem Sport zuwenden, ja vielleicht ihn studiumgemäß erfassen möchten, resignieren alsbald, wenn sie die Distanz zwischen ihrer eigenen und der normalen Meisterleistung sehen. Es erinnert dies an Verhältnisse auch auf dem Gebiete der Kunst oder Musik. Der Meister kann und muß vielfach infolge seiner Gipfelhöhe deprimierend wirken; und so entsteht eine Leistung für den Hausgebrauch. Es zeigte sich auch in den öffentlichen Sporteinrichtungen immer wieder, daß dieser Meisterkult sogar verderblich auf die Zuschauer wirkt. Zu den Meistern strömen sie alle, und der

Meister ist übersteigert in den Himmel gehoben! Kein Eintrittspreis ist zu hoch, keine Laune von ihm zu beleidigend, als daß man ihm nicht blindlings nachliefe. Die armen Sportler, die beruflich in gewisser Distanz von den Spitzenleistungen arbeiten, bleiben unbeachtet. Selbst wenn sie innerlich meinen, nicht aus Mutlosigkeit vor der Gipfelleistung auf alles zu verzichten, wenn sie wacker arbeiten und vielleicht sehr brauchbar werden! Die Zuschauer erleichtern ihnen den Weg nicht, denn ihre Person findet geringes oder gar kein öffentliches Interesse. Dies ist der Nachteil der sogenannten „Kanonenkultur“ im Sport. Und wir beobachten, wie daher Kanonensports entstehen, die ganz und gar einseitig von wenigen Leuten gehalten werden. Der Rennfahrer, der Boxer, der stärkste Reißer, das sind Typen, die den Sport eigentlich verkörpern, ohne daß man weiß, inwieweit wir hier allgemein von Sportkultur reden dürfen. Die Leute des Sechstagerennens besagen nichts hinsichtlich der allgemeinen Fahrradsportbewegung. Der Meisterring, die paar Ringer der Welt geben keine Kunde vom Stand desselben Sports bei den Völkern. In den Körpern einiger weniger abzählbarer Leute ruht die Sportidee. Und wir dürfen nicht etwa glauben, daß dem so recht sei! Wir gewahren, wie die Masse abwandert dorthin, wo noch etwas für den durchschnittlicheren Menschen zu holen ist. Die höheren Schichten zum Segelsport oder zum Tennis und der einfache Mann etwa zum Fußball oder zum Kanu. Irgendwo wird er ein Plätzchen finden, unbedroht von der blendenden Sonne der Weltmeister; seine bescheidene, aber ihn doch so befriedigende Rolle spielend. Wir sollen diese Erscheinungen keinesfalls verwechseln mit den talentbedingteren Werten der Kunst. Vor allem nicht der produktiven Kunst. Niemals kann es Absicht sein, in gleichem Ausmaße die breite Menschheit kunstbeflissen werden zu lassen, niemals aber vor allem wäre ein Weg möglich, sie zur Produktion zu bringen. In der russischen Sowjetrepublik ist, wie die Berichte der englischen Gewerkschaftler mit feiner Ironie vermerken, das versucht worden. Der künstlerische Bourgeois wurde abgeschafft und der produzierende Volksmann an seine Stelle gesetzt. Und nun wucherte die Kunst von selbstgefälligen Kinderpinseleien und die Literatur vor Protestpoesie. Der Versuch war rührend naiv gedacht! Der Sport ist in seinen Auswirkungen so anders geartet, daß wir den Abbau der allgemeinen Resonanz bei breiten Schichten bedauern müßten. Und diese Abbremsung der Wirkung geht ursächlich nur auf den Meister-

kult zurück. Es ist hier also eine etwas schärfere Wirkung der Spitzenleistungen zu beobachten wie etwa in der Körperkultur jenseits vom Tanz. Dort blieb der Meister Lehrer, hier war er befangenmachendes Vorbild.

Daß der Meisterkult aufblühte, bewirkte andererseits die Ausprägung einer weiteren Seite des heroischen Sportlebens.

Wir müssen fragen, was denn innerlich die Menschen so ungeheuer auf den Spitzenleistungssport führt und was in Zusammenhang damit sie am Sport überaus fesselt? Man darf sagen, daß es das Gesetz der aus Kausalitäten abgeleiteten Gerechtigkeit sei.

Der Mensch lebt in seinem Privatdasein unter allen möglichen Verhältnissen, aber in den seltensten Fällen so, daß er restlos befriedigt wäre. Er erfährt bereits als Kind das Tiefste, was in diesen Jahren denkbar wird: Bosheit der Umwelt, die Ungerechtigkeit bewirkt. Und so lebt er unter Ungerechtigkeiten auch als Erwachsener, so leidet er unter dem Gefühl, daß es keine Gerechtigkeit in der Welt gäbe; nicht in der Politik, im Beruf, im Familienleben und der Wirtschaft. Da kommt der Sport und ist in der Lage, die Gerechtigkeit walten zu lassen. Nämlich Leistungen abzustufen, zu messen und qualitativ zu lohnen. Mehr als das! Der Sport ist in der Lage, auch den Weg zum gerechten Erfolg vorzuführen. Denn jeder Wettbewerb und jeder Kampf ist ein solcher Weg um die Gerechtigkeit und er endet immer mit einem äußeren, schnell erlebbaren Resultat. Kein Theaterspiel kommt dem jemals gleich: dort ist Pose und Fiktion. Kein Kino ist dem anpaßbar, denn alles ist Schein. Hier wirkt pulsierende Wirklichkeit, und die gespannten Menschen können verfolgen, wie die Gerechtigkeit im Sport spielt.

Jede Phase in dem Wettspiel ist geregelt nach kanonischen Vorschriften. Zufall der Handlung an sich ist ausgeschlossen, und der Kanon dient dazu, Selbstkontrolle ausüben zu können über den Vorgang auf der Sportbühne. Aber eben diese Vorgänge hängen ab vom Leben, von den Imponderabilien der Menschlichkeit. Ein weniger gutes Befinden, ein nasser Rennweg, etwas Hitze, eine kleine zufällige Sonnenblendung, das Treffen einer Ader, das Stolpern eines Tieres, das Brechen einer Kurbelwelle, das Verstauchen des Handgelenks oder was es sonst an Zufällen gebe: und schon ist die Position geändert, und die „Gerechtigkeit“ entscheidet über die Leistung. Ferner aber folgt auch aus dem Training heraus der Begriff des gerechten Lohnes.

Dieser hat fleißig gearbeitet, jener ist eher lässig oder faul oder gleichgültig. Dieser spannt alle Kräfte zusammen zur Übersteigerung, zur persönlichen Entwicklung, während jener auf den Lorbeeren auszuruhen scheint. Gerechtigkeit entscheidet auch hier im natürlichen Lohn für die Tat, der wiederum durch das Spiel jener Zufälle in sympathischer Spannung durchkreuzt und beeinflußt werden kann.

Drittens aber das Talent. Die Anlage der Natur und die Begabung. Neidlos betet das Volk Talente an, die ihm etwas bieten; den erfolgreichen Feldherrn, den Politiker wie den Sportsmann. Was früher Künstler oder Dichter vermochten, erfüllt heute unter anderen der Erfinder oder der Sportler. Er hat Talent, er ist begabt, er hat gearbeitet und war sorgfältig vorbereitet: also ist es gerecht, daß er siege. Das Volk sieht den Ablauf der Gerechtigkeit kommen, jede Teilphase des Kampfes versinnbildlicht den Gang zum Resultat deutlich. Und so gelingt es, in diesem heroischen Spiel den Begriff der Kausalität alles Geschehens zu erleben und das Gefühl dafür in sich zu festigen! Während das praktische Leben vielleicht gar den Glauben daran verlorengehen ließ? Die ungeheure Eindrucksfähigkeit der Menge für die Kausalvorgänge einer Handlung, für die notwendige Folge von Vorbedingungen, die gegeben waren und nun im Spiel lebendig aufeinander zustoßen, scheint die Popularität des Sports zu begründen, und diese Kausalitätsdarbietung kann keine Körperkultur ähnlich demonstrieren helfen. Sport ist abrollendes Leben, ist Schaustellung der Gerechtigkeit über dem Strom des Seins.

So gestaltet sich dann auch die Beziehung zwischen Meister und Volk aus! Wir kennen alle die sehr negativen Seiten des Meistertums wohl und werden noch von ihnen sprechen. Aber für den harmlosen, unverbildeten Sportfreund ist diese Beziehung so, daß jede Ungerechtigkeit, die begangen wurde, zur Empörung führt. Manches wird irgendwie stillschweigend einmal geduldet. Vielleicht gerade dort, wo ein Liebling erhalten bleiben soll — kurz vor dem unabänderlichen endgültigen Fall. Im großen und ganzen ist der Gerechtigkeitssinn jedoch so groß, daß alle Mittel benutzt werden, um die Kausalität echt zu erleben.

Wir ersehen anbetende Meisterverehrung aus der Distanz. Der Baseballmann Babe Ruth braucht sich nur irgendwo sehen zu lassen und schon ist ein Schwarm Buben um ihn herum, der ihn überallhin begleitet; dankbar und verehrend. Der stille Konsument

der Rennbahn und der Wettbewerbsstätten freut sich so mit und für den Meister, dem er huldigt, er schwört auf ihn; auch beim heimlichen Wetten. Dann die andere Form der Meisterverehrung, die wir Clique nennen. Sie hat ihre guten und auch gefährlichen Seiten. Nicht allzu selten lebt hier der Herd der Schiebungen, des *corriger la fortune*. Hier aber ist auch die feste Mauer, die die Kollektivehre um die Ehre des Meisters schlingt. Hier ist die ewig hereite Resonanz für trübe Stunden, die auch dem sieggewohnten Manne schlagen können. Dort muntert ihn diese treue Mannschaft auf, dort erinnert sie ihn an seinen guten Stern, dort hilft sie ihm vorwärts, wenn er selbst nicht mehr an den Erfolg hätte glauben wollen. Immer wieder sieht man Fälle, in denen der Meister aus der Clique sozusagen neue Kraft schöpft, und diese intime Form der Heldenverehrung ist in manchen Fällen etwas wirklich Heroisches. Natürlich finden wir auch anderswo Niederungen desselben Triebs. Wo der Heros ein Vereinsheros ist und wo der Verein die Welt darstellt, wo Verein gegen Verein operiert, wirkt das Duodezformat manchmal ernüchternd. Trotzdem wird man aber auch dann noch positive Werte finden, wenn man sich der anderen Begleiterscheinungen erinnert, von denen der durchgehende Wettbewerb der Menschen nicht die geringste günstige Wirkung des Sports sein wird.

Die Beziehungen zwischen dem Meister und der Menge nehmen dann, wenn die Kulminationshöhe meist eben überschritten ist, groteskere und auch abwegigere Formen an. Ein Mann wie Nurmi ist Weltwunder. Deprimierend für alle, die irgendwie als Läufer tätig sind, unheimlich für die Fernerstehenden; und nun sozusagen durch Gucklöcher beobachtet. Was er ißt, ob und was er trinkt, wie er wohnt und denkt, das wird Problem! Noch seltsamer wird der Meisterkult in Fällen, in denen die Hintergründe der Leistung offener zutage treten. Ein Mann wie Dempsey wird auch in Berlin bestaunt, selbst wenn er auf der Hochzeitsreise ist. Er kann Schneiderrechnungen unbezahlt lassen, denn es ist eine Ehre, für ihn zu arbeiten, ihm zu liefern! Diese Leute und Leuten sind Könige, wenn auch nur von kurzer Dauer, aber immerhin mit klingendem Erfolg. Manchmal verstehen sie die Reklame. Dempsey filmt und Prenzel filmt. Der Meister wird auch im Film Bewunderung erregen, nicht wegen der kümmerlichen Kinoleistung, die man übersieht, sondern weil er sich zeigt und weil man beobachten kann. So wird die Popularität reklametechnisch gesteigert, ohne daß

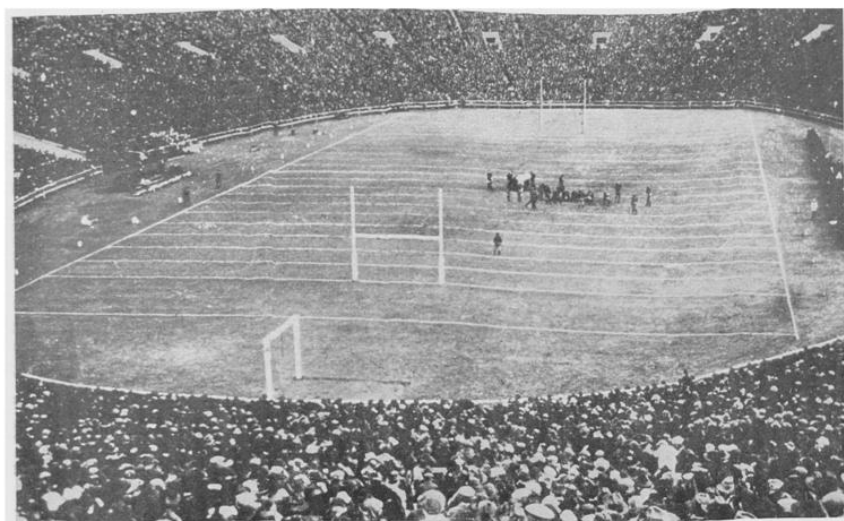
irgend etwas vom Sport damit gewönne. Im Gegenteil, hier sehen wir schon Abwegigkeiten, des Sportlebens drohen. Und wenn der Meister gar Hahn im Korb wird und jene Sympathie gewinnt, die er mit dem Schauspieler, Schriftsteller oder Musiker teilt, dann lernen wir daraus nur die ungeheure Wirkung der Volkstümlichkeit des Sports. Dempsey, der starke Mann, im pruden Amerika zwischen den Badenixen. Dempsey ähnlich zwischen einem Rudel Frauen auf Korbstühlen im Miami. Klar erscheint, was für Urinstinkte auch im Sport schlummern, und wie die Frau auf sie feinspürig reagieren kann. Offener als in der Körperkultur (die das nur verschleiert und für das Publikum unzugänglicher pflegt) tritt hier die ewige Beziehung zwischen Sport und Liebe oder Heros und Eros zutage. Wir wollen darüber nicht rechten. Immer wird die Frau auf die Hochleistung, unbewußte Schlüsse ziehend, antworten. Und vielleicht ist das sogar diesem oder jenem der Ansporn, sich im Sport zu produzieren. Wir werden uns dieser Dinge erinnern, wenn wir vom Machttrieb im Sportlichen sprechen. Die Gleichordnung des Sportlers unter die Könige des Regimes und der Kunst ist jedenfalls heute unabwendliche Tatsache. Das ehrt nicht die Meister, sondern den Sport. — Wir sollen freilich eines über dieser wahrhaft heroischen Einstellung nicht vergessen. Nämlich den Umstand, daß so die Rekordmanie der Welt nur noch unterstützt wird.

Das Arbeiten mit Rekorden ist ein Arbeiten mit Ziffern. Wir müssen beobachten, daß die Welt immer mehr unter den Einfluß der Ziffer gerät. Und zwar nicht nur aus dem Sport her oder nur im Sport selber. Die Zahl und die Statistik stellen die praktische Philosophie des Wirtschaftslebens dar. Die Zahl gebietet Ehrfurcht; daher bleibt sie untrennbar vom Meisterbegriff. Die Zahl bestimmt unsere industriellen Leistungen und unsere technischen Fortschritte. Das Land, welches in dieser Beziehung erhebliche Fortschritte machte, Amerika, lebt nur von Zahlen und ihrem Kult. Dinge, wie die größte Brücke, die schwerste Lokomotive, der tiefste Untergrundbahntunnel, das höchste Gebäude, der heißeste Geysir oder das schnellste Automobil: das ist die Sprache dieser Zahlenkultur. Der Sport wird hierin eingeordnet, ja es gäbe vielleicht überhaupt keinen Sport unter uns, wenn nicht dieser allgemeine Ziffernaufbau der Welt bestünde. Das muß aber im Zusammenhang mit der Meisterverehrung dahin führen, daß manchmal die Ziffer alles ist, und der Sport selbst das wenigste. Die Ziffer, die bisweilen dann

plötzlich abirrt und überspringt zu Dollarnoten. (Der stärkste Boxer mit den teuersten Eintrittspreisen und dem höchsten Wettumsatz der Welt.) Das steigert den Heros indirekt nicht minder, das ist eigentlich Konsequenz für seine Geschichte. Derselbe Mann wird von den meisten Frauen verehrt, dreht die häufigsten Filme im Sport und heiratet und scheidet sich wieder in ähnlicher Rekordmanie. Das hat er vor dem Künstler voraus, bei dem Rekorde nebenher und eigentlich eher als besondere Kennzeichen der Persönlichkeit genannt werden; in Zahl der Aufführungen, der Gage oder der Summen für Villenbesitz oder Schulden. Der Sportsmann kommt von der Zahl und stirbt mit ihr. Die Zahl ist vielleicht das innerste Verhängnis der Sportes, wenn wir von der heroischen Lebensform aus die Dinge betrachten. Es bleibt fraglich, ob nicht immer und zu allen Zeiten die Zahl über dem Menschen steht? Es bleibt fraglich, ob das Vakuum, das sich um die Höchstziffer lagert, nicht die freie Sportfreudigkeit betäubt und erstickt? Ob der Sport ohne dieses ehrfurchterweckende Symptom nicht gesunder atmen könnte? Ob es nicht zu seinem Ethos rechnen sollte, aus der Rekordmanie, als einziger Auswirkung, öfter sich zu befreien, als es schon geschieht? Wir sehen Nachteile auch im praktischen, schon unsportlich gewordenen Leben. Die deutschen Automobilindustrien, die noch mit Rennwagen imponieren wollen, sind auf falscher Fährte und fördern ihre Produktion durch diesen Ziffernkult nicht. Sie schädigten sich und die Konsumenten, wenn sie den Temposport mit Produktionsreklame verbanden. Aber auch auf dem eigentlichen Felde des Sports ist wahrscheinlich hier die Grenze, bei der das Halt gegeben ist. Und weshalb wir gerade von dieser Einengung der kulturellen Möglichkeiten des Sports fortstreben sollten, erhellt, wenn wir uns der dritten Lebensrichtung des Sports zuwenden: seiner kollektiven Seite.

DIE KOLLEKTIVE LEBENSRICHTUNG

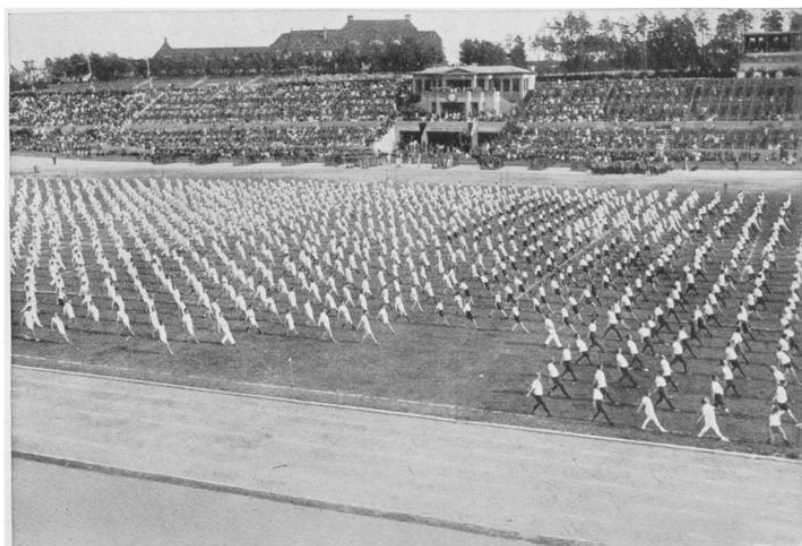
Der Mensch ist mehr oder minder ein kollektives Wesen. Er ist in seinem Innern von Sehnsucht nach Anschluß und nach Untertauchen in die Gesamtheit erfüllt. Der Einsame und der Isolierte sind entweder pathologische Persönlichkeiten oder Weise, die der Welt nicht mehr bedürfen. Einsam bleiben können fällt den meisten sehr schwer.



26. Massensport in Amerika: achtzigtausend Menschen beim Rugbyspiel

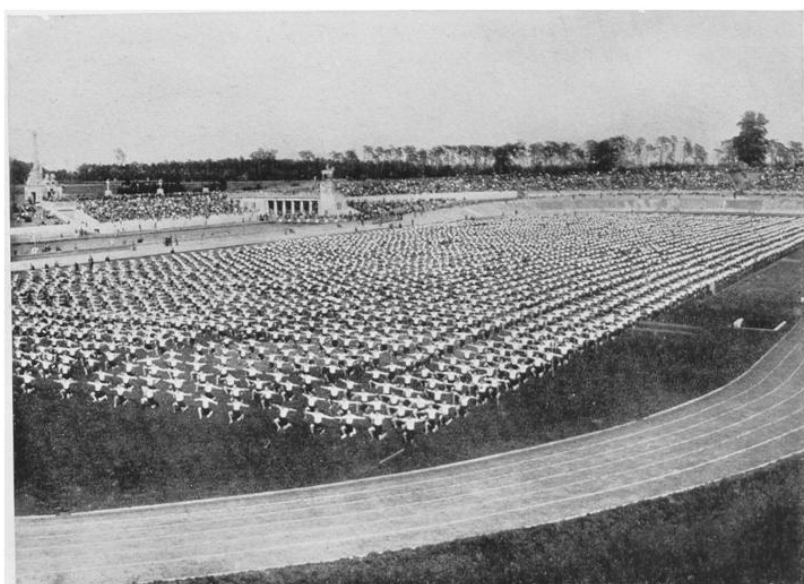


27. Die Masse voll konzentrierter Erwartung (von einer deutschen Rennbahn) Ruge



Riebicke

28. Die Menschenmasse als Schaubild <turnerisch-gymnastische Propaganda>



Riebicke

29. Die Menschenmasse als Schaubild <turnerisch-gymnastische Propaganda>

Wir müssen fragen, woher wohl dieses Gefühl nach anderen stammen mag und was es dem einzelnen eigentlich schenkt? Sicherlich sind es Erinnerungen an die frühesten Zeiten menschlicher Kultur, wenn der Mensch zur Masse und zur Horde immer wieder sich zurücksehnt. Wir finden auch Fälle von Infantilismen. Alle jene, denen die Eltern und die Mutter der notwendige Halt waren für ihre Entschlüsse und ihre eigene Meinung, die suchen steten Anschluß an andere, auch als Erwachsene. Sie sind in sich zu schwach, um allein zu sein, zu ängstlich dem Leben gegenüber, und so muß der andere Mensch ihnen Festigkeit und Zuversicht vermitteln. Ein anderer Typ ist innerlich hohl. Er läuft allein gelassen dauernd leer, er benötigt die Anregung durch die anderen Menschen. Er konsumiert ihr Wesen als Nutznießer, oder er wird durch sie veranlaßt, oberflächlichere Inhalte zu behandeln, im Gespräch, bei der Gesellschaft, in irgendeiner Tätigkeit, etwa auch dem Sport. Der Sport kann so für geistig leerlaufende Menschen ein wundervolles Feld anscheinender intellektueller Tätigkeit werden. Man sagte nicht mit Unrecht, daß es in den Vorkriegszeiten feudale Männer gab, deren Hirne nur an Pferden oder Frauen orientiert waren. Davon verstanden sie in ihrem Leerlauf einiges. Dasselbe findet man auch in abgeschlossenen Gesellschaftszirkeln. Wir reden vom Fachsimpeln, wenn Ärzte oder Juristen oder Ingenieure die Laien mit ihren Spezialkenntnissen langweilen. Noch heute gibt es in Adelskreisen und vormals höchsten Schichten Individuen, deren geistige Äußerung in der Beherrschung von Ranglisten oder einer Genealogie besteht. Auch der Bürgerliche hat in seinem Sinne Verwandtenklatsch. Das alles kann sich nur in der Gruppe äußern, und so gewahren wir, wie es auch Sportinhalte gibt, die zu merkwürdigen kollektiven Beschäftigungen des einzelnen führen. Zu Rennstatistiken, zu Namensgedächtnis und zu sonstigen Dingen, von denen wir manchmal nicht wissen, ob wir uns über die Bagatellenhaftigkeit des Bewußtseins amüsieren oder entsetzen sollen.

Es gab einen Mann, der die Lokomotiven eines Landes studierte und genau wußte, welche Geschichte und welche Besonderheit diese hatten: ob die eine ein Schild aus Messing statt aus Eisen trug, wo die andere rot oder schwarz gestrichen war, ob das Dampfrohr zur Bremsenluftdruckpumpe vor oder hinter dem Sandstreuer lag; und so weiter. Der Ärmste war nicht einmal Eisenbahner, sondern er hatte dank sonstigen geistigen Leerlaufs sich mit diesen sympathi-

schen Bagatellen nahezu mühelos den Schädel gefüllt. So gibt es Sportler, die nicht nur die Geschichte der Automarken, sondern auch einzelner Wagen sehr genau kennen. So gibt es eine sportliche Stallkunde. Und das alles hat erst vollen Wert, wenn es kollektive Verwendung findet, wenn also der Mensch seine Inhalte vor den anderen produzieren kann. So gestaltet sich dies kollektive Bewußtsein auch zu einer gewissen wohlgefälligen Selbstdarbietung unter anderen. Sicherlich ist der Herdentrieb der Menschen bisweilen durch diese Möglichkeit, unter anderen vor anderen glänzen zu können, auch im Sport befriedigt. Man kann die besonderen Kleinigkeiten dort gut unterbringen und so in engstem Kreise mittels der Bagatellen eine mehr oder minder führende Rolle spielen, überhaupt etwas werden. Dieser Trieb nach Geltung im kleinen ist erheblich, und wo er sich nicht zur unmittelbaren, heroischen Lebensform des Meisters aufschwingt, steckt er in der großen Gruppenfreudigkeit der Menge. Diese Gruppenfreudigkeit kennt aber noch andere Hintergründe.

Jede Herde hat ihren Angeber und Leiter und gerade im Vereinswesen des Menschen kann man immer wieder beobachten, wie eine erhebliche Zahl der Leute den größten Vorteil darin findet, im Strome schwimmen zu können. Das eigne Denken wird ihnen abgenommen, fertige Beschlüsse kommen zur Kenntnis und allgemeiner Abstimmung. Taylor, der in der Arbeit den Leuten das Denken und die Verantwortung abnehmen wollte, hat richtiger gesehen als die Wissenschaftler, die von Monotonie des Daseins sprechen. Die Angst vor der Verantwortung ist ungeheuer groß unter den Menschen. Sie fürchten sich vor eignen Entscheidungen und sie benutzen jede Gelegenheit, sich freiwillig einem Führer zu unterstellen. Je leichter manchmal, je weniger jung sie sind, je weiter sie also aus der Protestzone der Pubertät herauskamen. Der Herdentrieb des Menschen ist vielfach Bequemlichkeit und Angst vor positiver Stellungnahme. Und so erfaßt der Sport alle diese Möglichkeiten vortrefflich: die Angst, die Hilflosigkeit, die Besorgnis vor Selbstentscheidung und die Befreiung von dem eignen Denken. Eigenes verlangt der Sport in seiner kollektiven Wesenheit zunächst nicht, falls man ohne Ehrgeiz auf Meisterschaft sich ihm anschließt. Das Bedürfnis des Individuums nach anderen wird wie selbstverständlich vom Sport erfüllt und so muß er ein beträchtlicheres Sammelbecken darstellen können für viele, je mehr er als Sondersport diesem Hang des Menschen entgegenkommt.

Man kann sagen, daß der viel verschrieene Militarismus darin manchen Menschen Wesentliches bot, wenn er in Großgruppen nach Befehl handeln ließ. Wirkliche Individualitäten werden sich immer dagegen empören und den Militarismus ablehnen. Aber es gibt vielleicht noch nicht zehn Prozent Menschen, die die Gruppe nicht benötigen. Alle anderen können nur im breiten Strom des Lebens Wohlsein empfinden und dies erhalten sie in einem Fahrwasser um so eher, je mehr der Flußlauf wohl vorbereitet und Gefälle wie Tiefen von anderen sorgfältigst bedacht worden sind. Man mag dies alles beklagen, es bleibt unumstößliches seelisches Gesetz und es läßt sich schwerlich anders als aus den Verhältnissen der Vorzeit ableiten, wo die Menschenhorde die einzige Möglichkeit brauchbarer Existenz darstellte.

Der Hang zur Gruppe wird übrigens im Ausland noch stärker betont als bei uns. Man möchte da auf zwei Dinge hinweisen, die zumal auf dem Sportgebiete sich wiederum andeuten.

Das eine ist der von mir wiederholt vermerkte Befund, daß der Deutsche verhältnismäßig viel untypischer ist als der Angloamerikaner. Die Amerikaner sind in ihrem Wesen uniforme Charaktere, während wir in Spielarten schillern, uns nach Stadt und Land, Norden und Süden, nach Bildungsschichten oder Stämmen sorgsam differenzieren. Der Ausdruck „Deutscher“ besagt niemals gleich viel an Bestimmtheit, als der Titel „Engländer“. Und so sehen wir auch im Sport als Gruppenform des Gesellschaftslebens nichts wie Spaltungen. Nichts wie Eigenbröteleien. Es ist, als hätten wir dank unserer komplizierteren seelischen Struktur nahezu den Ehrgeiz, auch die Gruppen in voneinander abweichende Richtungen zu zersplittern. Selbst dort (wie etwa in dem Kampfe Turnen-Sport), wo die gemeinsame Sache über den Gegensätzen stehen sollte. Diese merkwürdige Eigenschaft hat auch der deutsche Gruppenmensch und so kommt es, daß wir zwar nicht immer ein blühendes, aber jedenfalls ein sehr spielartenfrohes Vereinsleben im Sport — wie überall sonst noch — kennen.

Das zweite ist der Hinweis darauf, daß im Ausland der Kollektivtrieb auch in den bekannten Einrichtungen sich äußert, die gerade für die Gebildeteren die Klubs ausmachen. Eine Straße wie die Pall Mall oder St. James Street in London kennen wir nicht. Der Klub als das kollektive Lebensmilieu ist uns fremd. Und die ganze Kollektivkultur der Klubleute — die vielfach ebenfalls ihre sportliche Aus-

wirkung hat — schätzen unsere Gebildeten längst nicht in dem Maße wie in England. Selbst die Gruppenbildung des Wiener Kaffeehauses, in dem man Briefe schreibt, Sprechstunden abhält, diskutiert oder schläft, ist in Deutschland immerhin eine seltene Form kollektiven Daseins der Menschen. Das wirklich Kollektive war früher der Gesang, dann mehrere Spielformen (in Deutschland etwa Skat oder Kegel) und erst in den letzten Dezennien ist der Sportverein das Reservoir für die Menschen mit dem Hunger nach Anschluß. Nur bei den Akademikern hat sich ein Verbindungswesen deutlich entwickelt, das freilich in ganz anderem Sinne Kollektivität erstrebte: als Zuflucht in der Stadt für die Leute aus dem kleinen Ort, als Aufsichtsinstanz zur Erzielung mannhafter Sitten bei den Füchsen, und als Stellenvermittlung für den Kandidaten, dank der guten Position der alten Herren. Das Korporationswesen ist gegenüber der Sportwirkung viel zu logisiert aufgezogen, um ähnliche Wirkungen ausüben zu können.

Es gibt für Kollektivstreben noch einen persönlichen Grund, der sehr paradox wirken mag, aber tatsächlich vielfach im Hintergrund vorhanden ist. Es ist dies die Großstadt.

Die Großstadt ist der Ort der Einsamkeit. Nirgendwo ist der Mensch gleich isoliert wie dort. In der äußeren Fülle von Menschenmassen treibt er beziehungslos umher und dies Erlebnis ist für manchen Neuhinzugezogenen erschütternd. Nur der geborene Großstädter mag dies ertragen. Der Kontrast zwischen der Menschenmasse und der eignen Unbekanntheit, das Erkennen, eine Nummer unter Millionen anderer zu sein, wirkt für den Menschen kleinerer Ortsformate niederdrückend. Der Mann vom Lande war daheim überall bekannt, man begrüßte ihn und grüßte jeden, der des Wegs kam. In der kleinen Stadt spielt der Name und die Familie eine gewisse Rolle und löste bei anderen Bekanntheitsqualitäten aus. Für den Neuling ist daher das Großstadtmilieu vorerst eine Mauer. Die Masse erstickt ihn durch ihre befremdende Gleichgültigkeit. Er lebt ausgestoßen wie ein Paria unter diesen vielen Leuten. Das ist ein Bitterkeitsgefühl ohnegleichen und so wird Einsamkeit zugleich Sehnsucht zur Masse, zur Aufnahme in die großstädtische Gesellschaft. Erst später erkennt der Neuling, daß auch die Großstadt, daß die Vororte, ja die Straßenstücke Provinzen in sich darstellen mit eigenem Klatsch und eigner Kollektivbeobachtung; in den neutralen Orten, der Geschäftsgegend oder den Verkehrsplätzen ist weniger davon zu

spüren. Die Großstadt vermittelt einen Rausch an der Masse. Der wirkliche Menschenstrom auf ihren Straßen hat etwas Mitreißendes an sich und niemand kann sich der suggestiven Seite dieses Stromes entziehen, wenn er erst einmal die anfängliche Befangenheit überwunden hat. Von diesem Strom nährt sich auch das Kollektivgefühl des vierten Standes.

Aus dieser ekstatischen Wirkung der Kollektivität stammen die Wirkungen auch im Sport: die Großverbände und die Großeinrichtungen und die international eindrucksvollen Wettbewerbe sind immer Großstadtsport gewesen. Ohne Neuyork oder London oder Paris oder Berlin wäre der neuzeitige Sport schier undenkbar. Die Großstadt fasziniert ihn, lockt ihn herbei, obschon sie Sport in ihren eignen Mauern nicht beherbergen kann, vielmehr alles in ihre Nachbarschaft verlegen muß. Vom Lande oder von der Kleinstadt sind dagegen kaum belangvolle Sportanregungen gekommen. Alle Meister und alle Neuheiten und Rekordziele erwachsen auf dem großstadtdurchtränkten Sportfeld. (Wir werden hören, wie noch ein anderer Großstadtfaktor — nämlich die industrielle Arbeitsweise — mit dieser Überbetonung derselben Erscheinung zusammenzuhängen scheint. Hier buchen wir vorerst einmal diese Erkenntnis als Ergebnis. Das Bedürfnis der einzelnen nach anderen ist in der Großstadt reger als auf dem Lande und in der Provinz. Die kleineren Kreise verfügen über eine Bekanntheitsqualität auch der Menschen. Die Großstadt lockt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen an, immer neue Spielarten des Daseins kennenzulernen, im Strudel sich mit dem großen Rhythmus zu vermählen, der über dem metropoliten Getriebe schwingt. Allgemeinmenschliche Tendenzen zur Gruppe hin finden sich also bereits in den Lebensbedingungen des Sports vor. Und so ist es selbstverständlich, daß der Sport das Gruppengefühl und das Gemeinsame selbst im formalen Training pflegt. Kein Sport im Spiel ohne Gruppe, ebensowenig aber auch wechselndes Training ohne Kollektivität. Die Pflege des Gemeinschaftssinnes tritt am krassesten zutage, wenn wir Versuche sehen, diese neuen Gedanken des Kollektiven schon im Vorspiel den Menschen beizubringen.

Eine neuartige Stilübung im Laufe benutzt den gemeinsam getragenen Baumstamm. Man kann sich auch als einzelner zweifelsohne trainieren und Stillauf lernen. Aber gerade hier wird das Kollektive den Eindruck des Sportwertes und der inneren Beziehung zur großen Sportwelt dem Anfänger näher legen, wenn er zwangsläufig

an andere Individualitäten gekoppelt ist. Das, was er allein auch üben könnte, muß er hier immer im Rhythmus der anderen mitmachen. Er wird von der Gruppe schon im Training erfaßt und aufgesogen. Oder das Pushball-Beispiel! Es gibt sehr verschiedene Arten der Ballspiele. Der Pushball ist ein Urtyp, der überhaupt ohne Gruppe undenkbar wäre. Er ist zugleich ein Fall von Trainingssport, denn er wirkt in seiner Art ganz und gar anders bedingt als etwa der Fußball mit seinen im Sportspiel gegebenen Lagern. Er ist auch wieder etwas innerlich anderes als der bloße Medizinball, den schließlich jeder für sich im Training anwenden könnte. Der Pushball schweißt zur Gruppe zusammen und wer noch vorerst außer ihr steht — vielleicht ängstlich oder zurückgezogen aus Überlegenheit anderer Art — muß hier sich auf Gruppe einfühlen. Die Pushballeute lernen die sportliche Stärke der Kollektivität an diesem sehr einfachen und nahezu spielerischen Fall ausgezeichnet kennen. Durch diese und viele andere Beispiele sieht man immer wieder den Hang zur Gruppe durchbrechen.

Das Training des Spitzenwertes ist wesentlich isolierter bedingt, auch im Training. Vielleicht findet man in solchem Beispiel den innersten, oben erwähnten Trieb der durchschnittlich begabten Menschen wieder, in der Gruppe sich stark zu fühlen, da sie isoliert allzu leicht unterwertig wären und konkurrenzunfähig bleiben? Vielleicht ist Flucht in die Gruppe manchmal der Sinn; nicht eine freiwillige Zusammenfassung mehrerer zur Gemeinschaft? Unterschätzen wir diese kollektiven Dinge nicht! Gerade hinsichtlich der Gefahr der „Kanonenkultur“ im Sport, von der wir oben handelten, ist diese Kollektiveinstellung der Sportler als Lebensform von hoher Bedeutung!

Kollektiv freilich sind noch zwei weitere Faktoren bedingt, und wenn wir die Entwicklung des Sports als Kulturwert überschauen, dürfen wir nicht verkennen, daß auch sie teilhaben an dem Gewordenen. Diese weiteren zwei kollektiven Zubringer sind die Nachahmung und die Mode.

Der Mensch allein ist schwach, er ist furchtbeseelt, er flieht zu den anderen aus der Einsamkeit, er flieht zu ihnen im Rausch des großstädtischen Wirrsals. Er kommt zur Masse aber auch so, wie es uns jeder Volksauflauf und jede heftige Szene bei Unglücken oder freudigen Geschehnissen beobachten lehrt. Das Herdige im Menschen bindet sich mit jener Nachahmungssucht, die wir bereits bei gewissen

Tieren beobachten, deren Namen zu nennen unschicklich wäre. Wir kennen die Wirkung der Nachahmung stärker noch aus der Kinderpsychologie. Es gibt Epochen in der jugendlichen Entwicklung, in denen das Kind die Erwachsenen dauernd nachahmt. Jede Fratze, die man dem Kinde vormacht, imitiert es auf bestimmter Lebensstufe. Jedes Gespräch der Eltern findet sich im Kinderspiel ewig verankert. Der Beruf des Vaters, die Art wie die Mutter die Freundinnen begrüßt und bewirtet, die Art wie die Verwandten heimlich beklatscht werden: das alles wird getreulich nachgemacht. Und so bleibt das Nachahmen eine dauernd dem Menschen innewohnende Eigenschaft. Gerade eine Eigenschaft des Durchschnittsmenschen. Wir sehen, wie kleine Ladenmädchen, an Hand des Kinobesuches, die Filmsterne in Haltung oder Gebaren imitieren. Wir sehen, wie der Bureauangestellte den Chef unwillkürlich kopiert; vielleicht gerade daheim in seinem privaten Wirkungskreise. Und so muß man sich auch den Herdentrieb der Imitation vorstellen in den Schulen, den Werkstätten, den Vereinen.

Sport konnte so eine belangvolle Lebensform für die Gegenwartskultur werden, weil er bequemer zur Nachahmung führt. Auch das künstlerische Leben ist imitationserfüllt. Aber Sport ist leichter nachzuahmen: also auch mitzumachen. Man hat geringere äußere Anschaffungen und vielfach auch geringere besondere Begabungen vorauszusetzen. Überdies gerade bei denen, die imitieren, ohne Meister werden zu wollen. Und außerdem leuchtet das Vorteilhafte der Nachahmung ein. Kunsttätigkeit ist ideell wertvoll, Sport hat leiblich-praktischen Nutzen. Und jede Nachahmung, die mit dem Körper zusammenhängt, ist willfähriger getrieben als die Imitation auf unsichtbare Werte hin. Gerade weil viele den Sport zu einfach und auch zu begrenzt einschätzen, verfallen sie dem Nachahmungszwang des Menschen.

Dieser Nachahmungszwang ist ein Wirkungsgrund für Reklame. Wäre der Mensch nicht unkritischer Nachahmer anderer, hätte es die Werbekunde schwerer und sie würde wohl auch unmöglich sein. Genau so lebt von der Nachahmungsfreudigkeit die Mode. Damit erwähnen wir den zweiten Faktor für die kollektive Wirkung des Sportlichen in den Lebensformen der Gegenwart.

Die Mode ist für das Wirtschaftsleben unvermeidbarer Motor. Ohne Mode, d. h. hier die Möglichkeit, auf Menschen Einfluß zu üben mittels Nachahmungstrieb, würden die Textilindustrie, die che-

mische Produktion und viele andere Zweige versiegen, jedenfalls in ihrer wechselnden Erscheinungsform zurückgeschraubt werden. Auch der Sport untersteht der Mode, was natürlich etwas ganz und gar anderes ist als die Saison.

Saisonsport bedeutet die notwendige Gebundenheit spezifischer Sportarten an klimatische Vorbedingungen und die gesellschaftliche Einordnung der Sportvorgänge an den Jahreskalender. Mode bedeutet, daß, wie man zu sagen pflegt, bestimmte Sportarten en vogue werden. Daß sie also nicht etwa irgendwie einer besonderen Propaganda unterstehen; einer Propaganda, die vielleicht kaufmännische oder technische oder auch nationale Hintergründe hat. Wenn Technik und Wirtschaftsleben sich verbinden, um einen guten Geschäftsgang durch eine Sportart zu bewirken, werden viele imitatorisch auch dieser unsportlichen Reklameabsicht sich fügen. Wenn eine neue Drahtseilbahn erbaut ist und dieser Vorgang durch eine Propaganda für irgendeinen Bergsport verbunden ist, kann dieser oder jener Ort Mode werden. Auch die Gummiindustrie kann Sportformen kultivieren, bei denen ihre Erzeugnisse (etwa Faltboote, Bälle oder was es sonst sei) eine beachtliche Rolle spielen. Daß aber Mode vorliegen kann und daß sogar freiwillig das Publikum diesem kollektiven Standard sich zunächst fügt, beweisen auch die Fehlschläge.

Vor Jahrzehnten wurde versucht, in Berlin die ausländische Mode des Wagenkorsos, also einer sportlich aufgezogenen Revue edler Gefährten des Privatbesitzes, im Tiergarten einzuführen. Es war dies noch die Zeit, in der das Auto keine wesentliche Rolle spielte — der Versuch mißlang. Von dem Mißlingen des deutschen Polos war bereits die Rede. Es bürgerte sich auch in den Kreisen nicht ein, die wir fashionable nennen. Und das, obwohl doch ausländische Moden so „modern“ wurden! Als dagegen die Amerikaner auf die, ihrer ewigen Motorik und Unruhe ganz entsprechende, absurde Idee verfielen, mit Gummitieren im Wasser zu reiten, fand man die modische Imitation prompt am Wannsee wieder vor. Das Gummitier (s. obige Industrie!) war über Nacht modern geworden. Ebenso wurde in gewissem Sinne modern Krieket oder Golf, auch bei uns, nachdem Tennis schon nicht mehr als Mode, sondern als konstanter Sport, als selbstverständliche Möglichkeit, angesehen werden konnte. Mode hat gern Einfluß auf Saisonsports, sie findet sich ferner vor bei neuartigen Sportformen, die von außen eindringen. Aber wie der Filzhut heute nicht mehr modern, sondern alltäglich ist — von den „modischen

Varianten“ sehen wir ab — so gibt es Sportformen, die ursprünglich Mode waren, und dann Dauerbestand des Sportfeldes wurden. Modern in diesem Sinne ist gerade eben noch Bobfahren oder der Skisport; gerade eben noch, denn beides wird in zehn Jahren bei uns dauernd gegeben sein. Und doch gab es in Deutschland vor zwanzig Jahren noch nichts Wesentliches davon zu sehen. Und endlich kann eine Mode auch ausgesprochen unmodern werden. Der Smoking oder Cutaway kam einmal neu auf, blieb dann dauernd bis heute — die Krinoline und der Schoßrock waren einmal modern, sind aber heute museumshaft oder von maskenhafter Wirkung. Es gibt auch Sports, die diese Gefahr des Veraltens zeigen und die daher keinen Nachwuchs mehr bekommen. Denn man geht im Trieb nur nach dem, was modern ist. Ein aussterbender Sport ist der Fahrradsport. Vielleicht ist ein Rütt der letzte König auf diesem Gebiet? Durch zwei Neuerungen rettete sich die Ursprungsidee auf uns herüber: durch das Motorrad (das eigentlich aber eine automobilistische, nicht die Fahrradidee vertritt) und durch die Sechstagerennen, die, typisch amerikanisiert, den Sport durch Rekorde hochzüchteten, um ihn zur Groteske werden zu lassen. Wir sehen darin bereits Entartungserscheinungen und den Beginn des Verfalls. Auch der Rollschuhsport hat sich nicht festigen können. Der Schlittschuh rettet sich durch die günstige Wirkung der Saison. Saisonsports können sich dadurch, daß sie nicht dauernd möglich sind, längere Zeiten halten. Die Probe aufs Exempel kann man immer an Hallensports machen, um den Modeeinfluß zu studieren. Und so ist auch heute — man mag es betrachten, wie man will — das Reißen veraltet und das Ringen durch das Boxen abgelöst. Vor 20 Jahren galt das Ringen noch als das non plus ultra der Sportmöglichkeit — heute wird es manchen Sportler geben, der sich diesem Gebiete überhaupt nicht unbedingt mehr zuwenden mag, außer wenn er es berufssportlich im Ausbildungsgang zu erledigen hat. Die Mode ist also auch im Sport außerordentlich wirksam und gerade kollektives Motiv.

Die Masse der Sportler fügt sich immer diesen modisch bedingten Grundsätzen, wie sie auch abhängig bleibt von anderen Wirkungen der Modevorschrift. Für den Sport bedeutet dieser Einfluß ein Stück Leben. Ohne Modeeinfluß finden wir nur jene uns seltsam verkalkt erscheinenden asiatischen Sports. Wer aber andererseits weiß, wie stark das historische Fühlen der Chinesen und Japaner ist, die auf eine viel ältere, als unsere Kultur zurückblicken, die in ihrer gesamten

Weltanschauung nie die Gegenwart, sondern die Welt der Ahnen in sich fühlen und sie sorgfältig zu erhalten mühten: der begreift die wesentlich starrere Form und den erheblichen Konservatismus der Gebarung auf sportlichem Gebiete in Ostasien, genau so wie er ähnliche Tendenzen in dem Familienrecht oder der Kunst beobachten kann. Wir — und noch viel weniger die Amerikaner — kennen das alles nicht und so ist die kollektive Lebensrichtung im Sport eben durch jene modischen Einflüsse garantiert.

Damit kommt man aber noch zu einer ganz besonderen Form der kollektiven Lebensrichtung des Sports: nämlich zu den Begriffen: „Zuschauer“ und „Konsument“.

Wir werden die erheblich negativen Seiten des sogenannten „Sportbetriebs“ noch erläutern. Hier wird man auf die beiden wichtigen Begriffe deshalb verweisen, weil der Sport ohne diese nicht den Gemeinschaftswert besitzen kann. Körperkultur, Gymnastik und Turnen sind ohne Zuschauer denkbar. Der Sport trägt in sich die Bestimmung, demonstriert zu werden, vor der Allgemeinheit zu erscheinen. Der Sport ist eine Sache der Öffentlichkeit, die Körperkultur trägt wesentlich privateren Charakter. Viele mit der Sportethik zusammenhängenden Angelegenheiten leiten sich aus der öffentlichen Beziehung ab. Diese Öffentlichkeit ist durch Zuschauer und Konsumenten dargestellt. Und wir dürfen nicht verkennen, daß beide Typen Erlebnisformen des Sports sind. Der Sport kann nicht nur durch den aktiven Teilhaber, sondern auch durch den stillen Kumpanen getragen werden. Wir müssen daher beide ebenfalls zu den kollektiven Bedingungen der Angelegenheit hinzurechnen.

Der Zuschauer ist der Mensch, dem Sportgenuß durch eine merkwürdige Form kollektiver Einfühlung und Anschmiegsamkeit möglich wird. Sport wird ihm so Genuß und Lebenselement. „Zuschauer“ würde zuerst nur auf die theaterhafte Sensation, also das eigentliche Schauen verweisen. Das Auge und das Ohr als den Genuß vermittelnde Organe, die gespannte Aufmerksamkeit als Spannungszustand, die gefühlsbetonten Begleiterscheinungen im Inneren als persönliches „Mitmachen“: das sind die zunächst in Betracht stehenden Zuschauererlebnisse, wenn wir vom einzelnen Menschen sprechen. Aber dies Schauen allein macht den Sportgenuß nicht aus. Wir erfahren, wie gerade das Miterleben vielen Menschen wichtiger wird als die Schau. Die Möglichkeit, als Unbeteiligter ein aufwühlendes, spannendes Bild zu erleben, an den Handlungen anderer sich selbst und seine

unterschichtigen Gefühlsmomente auszuleben. Dieser leichte Kitzel zur Sensation hin und deren nervöse Spannung sind sicherlich ein außerordentlich nachhaltiger Grund, Sportplätze zu frequentieren und einen Sport populär zu machen. Es treten aber noch andere Dinge in Erscheinung, die viel kollektiver sind. Nicht der Einzelfall gibt den Schwingungszustand der Zuschauer wieder. Über ihnen allen liegt es wie ein großer Akkord der Begeisterung oder eine Fermate voller Spannung. Das ungeheuer Wesentliche ist das Mitfühlen und Verbundensein aller zu einem Massengeschöpf. Wir sehen die spannungsvollen Gesichter der Zuschauer photographiert: alle sind eigentlich ein offener Mund, ein gereckter Hals oder eine geballte Faust. Wir merken, wie dieses Massenwesen brüllt und gestikuliert, gestaffelt nach dem Temperament des Landes und dem Gegenstande der sportlichen Vorführung. Und so spricht jeder Zuschauer hinterher durchaus bewußt: wir haben gesiegt, wir haben dies und jenes getan, als ob er selber dabei gewesen wäre. Wir erwähnten dieses Fluidum von der Clique und der Umgebung auf den Ausübenden und umgekehrt. Hier müssen wir der Atmosphäre gedenken, die die Zuschauer zusammenschließt zu einem großen Erleben der Gemeinsamkeit. Alles das, was oben vom ausübenden Sportler hinsichtlich der Kollektivität gesagt ward, trifft für den Zuschauer wiederum zu. Er steht nur auf einer anderen Ebene, aber auch er flieht aus der Angst und der Einsamkeit zum Sportplatz, auch er lernt aus der Großstadt das Kollektive schätzen, auch er ahmt nach und folgt der Mode: geht zum Pferdesport, zum Besuch des Sechstagerrennens, weil man es gesehen haben muß; und so weiter. Der Sport wird so von jeder Seite her kollektivistisch gestützt, von den Agierenden, von den Schauenden und endlich aus der Wechselwirkung dieser beiden Gruppen aufeinander.

Wie merkwürdig Sport kollektiviert, kann man in Fällen beobachten, in denen sozusagen gar nichts zu schauen ist. Jeder Angler findet sein Publikum. Und das Publikum schaut ebenso ruhig oder stumpfsinnig oder pessimistisch auf das Wasser wie der Agent. Es steht wie er manchmal lange Zeit in irgendeinem augenblicklichen Verknüpfungszustand mit dem Angler, ja mit der Sache selber. „Heterogene Gruppe“ würde le Bon diese Kollektivität genannt haben. Diese Selbstverständlichkeit der Sammelseele kann höchstens nur dort unterbunden werden, wo die Sportform unverständlicher ist, weil ihre Regeln besondere Kenntnisse bedingen.

Hierin ruht wiederum ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Körperkultur und dem alten Turnen. Das Bewegen menschlicher Glieder ist verständlich und das Turnen in seiner einfachen Mechanik jedem Menschen offenbar. So sieht er zu und staunend gewahrt er vielleicht die Drillergebnisse oder stolz fühlt er den Wert des Turnens auf „Ertüchtigung“ hin. Er ist nicht kollektiv verschmolzen wie der Sportzuschauer, er bleibt immer noch etwas abseits, er sieht alles, wie man die Auslagen eines Schaufensters hinter Glas prüft. Im Sport macht er mit — hier mustert er und zensiert. In der Körperkultur und dem Tanz ist das kollektive Fluidum, ähnlich wie beim Theater, zwischen Zuschauer und Agierenden bedingt. Die Körperkultur rollt sozusagen ab, nicht immer mit jener Begrenzung der Mechanik wie beim Turnen, aber auch niemals nach dem Kanon des Sports. Sie fordert Einfühlung in die Idee, das Thema und das Programm der Darbietung. Diese freie künstlerische Schöpfung (in extremer Form etwa als Tanz) kann der Zuschauer miterleben, er kann sie auch kritisieren, er kann auch leise mitschwingen: an und für sich nimmt der Künstler aus dem Mitschwingen nur verstohlene Werte heraus, denn eigentlich ist die Kunst in ihrer Form unabhängig vom Beifall der Menge. Nichts beweist dies mehr, als die eingangs erwähnten Uranfänge des Barfußanzes in Deutschland. Das Publikum soll und kann künstlerisch erzogen werden. Es versteht eigentlich nichts von allem, es besitzt den guten Willen der Einfühlung, es darf frei kritisieren und damit ist der Ring geschlossen. Wie ganz anders der Sport! Hier kontrolliert der Zuschauer, kontrolliert sogar kritischer Schärfe erfüllt. Er weiß alles genau, er kann urteilen, inwieweit diese oder jene Lösung geschickt oder ungeschickt, Fortschritt oder Rückfall der Leistungen sei? Oder — der Zuschauer kann persönlich nicht so unvermittelt mitmachen oder irgendeine Veranstaltung „begreifen“. Kennt er die Regeln nicht, langweilt ihn die Darbietung möglicherweise außerordentlich — bleibt er auch unfähig zum Mitmachen mit der Kollektivität! Wer die Tennisregeln nicht kennt, wer von Rugby nichts weiß, hat als Zuschauer wenig davon. Und hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Resonanz der Menge für solche Sports, die allgemeinverständlich sind, deren formaler Erkennungswert sinnfällig vor Augen tritt.

Derartig sinnfällige Erkennungswerte sind zum Beispiel Kraft oder Tempo. Wenn Kraft oder Tempo in irgendeiner Sportart unmittelbar das Entscheidende sind, werden diese Sportarten kollektiv beliebter



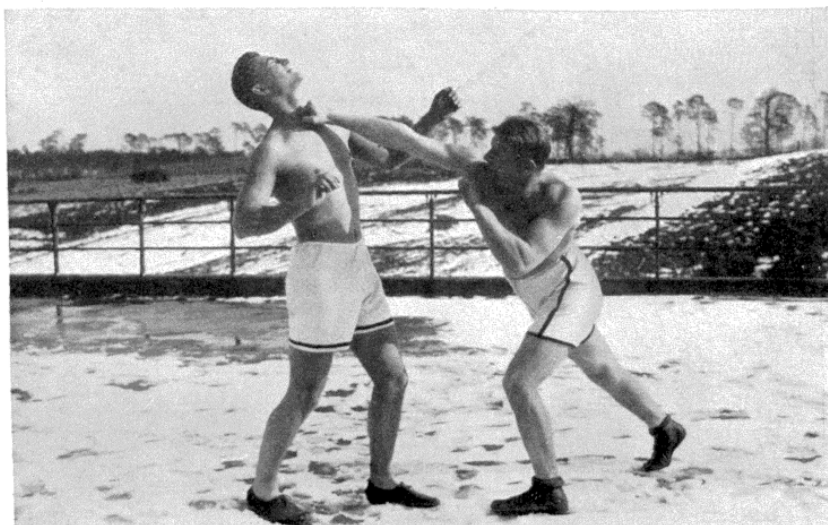
Rodero

30. Sport im Urtrieb: der Torero setzt Banderillos in den ihn anrennenden Stier



Menzendorf

31. Durchbrechen des Machttriebes über die Kreatur



Riebicke

32. Verbotener Kehlkopfschlag beim Boxen



33. Phasen aus Jiu Jitsu

und so verbreiteter. Daher ist als Kraftsport — wenigstens für den naiveren Zuschauer — der Boxkampf einleuchtend. Nicht die feineren sportlichen Griffe überschaut der Mensch, sondern das Kraftresultat: das Auszählen und knock out ist ihm das Wesen der Sache. Deshalb ist der Autorennsport so eindrucksvoll, denn Tempo begreift jedermann. Aber die verwickelten Sportarten mit allerhand komplizierten Spielregeln sind dem laienhaften Publikum unverständlicher. Etwa wie ein Schachspieltturnier, das die Kenner zu intensivster Spannung und Begeisterung anfaßt, die Laien aber, die allenfalls beobachten, daß nach irgendwelchen Regeln geheimer Art die Partner sich hier und da Figuren fortnehmen, zu tödlicher Langeweile führen könnte. Kollektivität und Gemeinverständlichkeit hängen also ebenfalls zusammen, und wir dürfen ruhig sagen, daß daher nur die Oberfläche gemeinverständlich zu sein braucht. Ob wirklich alle Besucher Dempseys je die Boxregeln beherrscht haben, ist mehr als fraglich. Und es könnte auch sein, daß sie räumlich nicht einmal in der Lage waren, alles bis ins einzelne zu beobachten. Wie seltsam faszinierend das Sinnfällige bei jedweder Raumdistanz bleiben muß, erweist der Alpinismus. Er fesselt als Sport eigentlich den Zuschauer nur aus der machtlosen Ferne. Aber die Leute verfolgen die Kletterer interessiert mit den Krimstechern, als ob sie in unmittelbarer Nähe dabei wären, und der Alpinist kann sich sagen, daß irgendwo und irgendwann glasbewaffnete Augen sein Handeln beobachten mögen. Ähnlich steht es mit dem Flugsport für die Zuschauer. Bei ihm kommen hohe ästhetische Werte mit hinzu, um neben der Sinnfälligkeit der Handlung ihn so zu kollektiver Beliebtheit zu führen.

Die besondere Frage ist dann noch die, wann wohl ein Zuschauer zu dem Entschluß kommen möchte, mitzutun? Das heißt, sich als Handelnder dem Sport beizugesellen? Durch die Schau so animiert zu sein, daß er beschließt, die Rolle des Zuschauers mit der des Akteurs zu tauschen. Man kennt Fälle, bei denen die kollektive Erlebnisform so erheblich ward, daß sich jemand entschloß zu diesem Wechsel. Wir wissen aus der darstellenden Kunst, wie jemand nur durch den Schauspieleranblick zur Bühne streben kann — und auch zur Bühne gelangt. Dieser ungestüme Impuls richtet sich naturgemäß im Sport neben anderen, beispielsweise wirtschaftlichen und soziologischen Bedingungen auch nach dem Alter. Der ältere Mensch endet so in einem Sportverein mehr oder minder amateurhaften Gepräges und kleineren Ausmaßes. Der junge Mensch wirft, wie wir aus der Ge-

schichte des Sports erst jüngst erfahren, sein akademisches Studium hin, um sich ganz dem Berufssport zu widmen. So kann aus der Zuschauer- oder Amateurrolle der Berufswert erwachsen. Aber natürlicherweise werden Hochleistungen andere Wege einschlagen: frühe Talentwirkung im praktischen Leben und Training von Jugend an. Und auch darin kann die Körperkultur wiederum abweichen, wie Einzelbeispiele offenbaren. Darin weicht auch Theater und bisweilen sogar der Film ab. Das Alter ist kollektiv und subjektiv-individuell im Sport ein ungeheuer entscheidender Wert und vielleicht bisweilen der einzige Grund, der eine noch viel intensivere Umgruppierung der Zuschauer auf die Seite der Akteure hindern mag.

Nun noch ein Wort über den Konsumenten. Der Sport ist auch an das Konsumententum gebunden und wir sehen, daß er eine große Reihe von Nebenberufen hervorgebracht hat, die alle vom Sport leben und die sich wiederum durchaus kollektiv zur Sportwelt rechnen. Es gibt dies und das auch bei den Künsten und der Körperkultur.

Hier beim Sport denken wir zunächst an die Trainer und ihre Kreise, die eine sehr erhebliche Rolle spielen und ohne die eigentlich der Sport unmöglich wäre. Wir denken ferner an die Leute, die sich Impresario oder Manager nennen. Ihre Beziehung zum Sport ist schon wesentlich fragwürdiger, denn sie vertreiben im allgemeinen die Sportler, wie man Bühnensterne oder auch Kakao verkauft. Wir denken an die jetzt offiziell gewordene Gilde der Buchmacher und der Wettbureauinhaber. Wir denken an die Legion der Zeitungsschriftsteller und Inhaber von Magazinen und ähnlichem, das Sportkonsum darstellt. Wir denken an die breite Industrie, die vom Sport lebt. Gummiwerke haben Prachtausgaben sportlicher Literatur ermöglicht; Autobranche und Zeitschriftreklame sind wirtschaftlich verbundene Faktoren. Wir denken auch an all die vielen Existenzen, die als Hilfsarbeiter und dergleichen eine Rolle im Sport spielen, ähnlich wie das Theater ohne Kulissenarbeiter und Maschinisten undenkbar wäre. Uns fesseln unter diesen mehr oder minder selbstverständlichen Typen der Trainer oder Hilfsarbeiter vor allem solche, die tatsächlich Konsumenten werden, die den Sport als Artikel benötigen, ihn in sich verarbeiten, von ihm leben. Die die Sportveranstaltungen verwirtschaftlichen oder die aus produktiven Gründen Sportformen unterstützen und kultivieren helfen.

Auch sie sind kollektiv eingestellt. Sie suchen das Individuelle (die Kanone, wie man sagt) nur deshalb, weil sie ein zugkräftigerer Artikel ist. Sie benutzen den Sport, weil er aus vielerlei Gründen außerordentlich aktuell war, und sie wechseln ihn gegen Film oder Straßenbau um, wenn sich dort ein besseres Geschäft machen ließe. Es sind Kommissionärstypen, wenig interessiert an der Sache selber, in den selteneren Fällen von irgendeiner Einstellung auf Wert. Und auch sie bilden alle eine Kollektivität, und zwar meist eine Zwischenschicht, die den Sportbetrieb an die Zuschauer heranzuführt. Es wären Sportvorführungen ohne diese Zwischenträger möglich, wie Industrien ohne Banken möglich sind. Aber in der Sportwelt spielen diese eigentlich artfremden Elemente als Kollektionsbestand eine sehr aktuelle Rolle, und gerade diese Schicht ist an manchen Fehlleistungen des Sports nicht ganz unschuldig.

So ist denn Zuschauer und Konsument das, was am imponierendsten dem fernerstehenden Betrachter am Sport erscheint. Die letzteren oft im negativen, jene mehr im positiven Sinne. Und wir sehen, wie heute auch der Zuschauer in sportliche Formeln gefaßt wird, wie der Sport an seiner Zuschauerresonanzwirkung Wert erhält. Nicht zu verkennen, daß leider manchmal diese Resonanz einzig und allein wirtschaftliche Bedingungen berührt und daß ein Sport sogar aussterben könnte, wenn er zu wenig Resonanz hat. Aber unter dem vorhin erwähnten Modifikator und der kollektiven Nachahmungsfreude des Menschen sind solche Sportarten wichtig und anziehend, die große, rekordmäßige Zuschauermengen anlocken. 50 000 oder 100 000 Zuschauer: das sind Ziffern, die als Index für den Sportwert ausgeschlachtet werden. Sports mit nur 1000 Zuschauern besagen heute jedenfalls wenig. Und die Meister selbst, wie der Meisterkult, hängen auch ab von diesem Rekord der Zahl. Die Frequenzstatistik läuft der Wertigkeit eines Sportlers immer parallel. Wenn noch irgendein Zweifel an der kollektiven Lebensform des Sports wäre — diese Ziffernwertung beweist die Richtigkeit der Analyse der Kulturerscheinung besser als irgendein anderes.

Die Ziffer und die Wertung hängen, wie wir wissen, leider auch mit künstlerischem Gebiete zusammen. Die Revuen der Theater ergeben sympathischere Ziffern als die Dramen; die Operette siegt ziffernhafte über die meisten Opern, und die Auflagen der Bücher sollen den offiziellen Erfolg beweisen. Das hat natürlich alles nur

relativen Sinn und könnte zu Betrachtungen über meßbare und unmeßbare Rückwirkungen der Kulturwerte führen. Auch der Sport kann sich irren, wenn er nur aus der meßbaren Kollektivität schließt, wenn er nur kollektiv sich selber wertet. Wie beim griechischen Theater könnte man sich Sportdarbietungen denken, die überhaupt auf Frequenzziffern keine Rücksicht zu nehmen brauchen und bei denen der kollektive Lebenswert nicht am zahlenden Besuch erkannt werden soll, die sich ausdrücklich fernhalten von dieser einseitigen Meinung. Wir wollen aber diese Möglichkeit hier nur andeuten.

Einen anderen Wert müssen wir freilich hinsichtlich der Kollektivwirkung des Sports noch erwähnen: das ist seine zeitlose und seine internationale Bedingtheit.

Der Sport ist einer der wenigen Werte, die tatsächlich über Generationen und Kulturen hinwegreichen können.

Wenn wir uns des Marathonläufers wieder besinnen, sehen wir, wie der griechische und der moderne Standard Vergleiche ermöglichen, die Jahrtausende überspannen. Diese Zeitunabhängigkeit ist etwas kollektiv ungeheuer Erzieherisches. Es wird tagtäglich nicht um das Heute oder Morgen gearbeitet, sondern der Faden fortgeführt, den die Vorfahren gesponnen haben. Und ebenso werden alle Sportarten, die neuen Erfindungen ihr Leben verdanken, wiederum fortgeführt ad infinitum. Je körpernäher ein Sport ist, um so näher liegt er der Ewigkeit. Je technischer er bedingt wird, um so weniger ist seine Linie zeitlos gestaltet. Wir sprachen vom Aussterben des Fahrrads. Vielleicht aber werden in fünfhundert Jahren sich die Menschen den Spaß machen und das Sechstagerennen einmal wiederholen oder als historische Kuriosität üben? Sie werden die Kette verlängern, die Jahrhunderte vor ihnen entstand. Der Flugsport muß jeden Temposport überbieten können. Wir sehen den Begriff „Geschwindigkeit“ an ihm heute wohl am stärksten verkörpert. Wenn einmal die Zeit kommt, in der wir die Kräfte zertrümmerter Atome sportlich auswerten können, wird das Tempo an diesem Modell sich verkörpern. Ewig bleibt die sportliche Vorstellung vom Tempo, und so ist Arbeit auf sportlichem Gebiete nahezu zeitlos bedingt. Und selbst jene Sportformen, die durch andere Einwirkungen der Kultur wahrscheinlich aussterben, die nicht technisch, sondern biologisch später unmöglich werden (— ich denke etwa an die meisten Kraftsportmeisterschaften —), weil die

kommenden Menschen aus den Gründen ihrer allgemeinen Daseinsform sich vom rohen Urzustand bloßer Muskelhaftigkeit fortentwickeln — auch diese Sportformen werden immer an Hand der Zahl konserviert. Wie anders verschwindet demgegenüber der reproduktive Wert der künstlerischen Leistung, der wohl technisch (etwa im Grammophon oder Filmstreifen) aufbewahrt, aber nimmermehr fortgeführt werden kann. Wie verschwinden demgegenüber alle Leistungen der Körperkultur. Denn weder der Tanz noch das Turnen noch die Gymnastik gehen über das individuelle Grenzreich hinaus. Im Sport ist die Meßzahl kollektiver Ewigkeitswert, und manchen Menschen kommt auf diesem seltsamen Wege vielleicht zuerst der Begriff der Geschichte und der menschlichen Entwicklung und des allgemeinen Werdens zum Bewußtsein. Daß der Träger der Zahl, der Meister, Eintagsfliege wird, daß er verschwindet wie jeder Repräsentant einer augenblicklichen Möglichkeit in Kunst oder Wissenschaft, kann an diesem Befunde aber nichts ändern und zählt auch in einen anderen Zusammenhang. Es entsteht hier für den Meister Tragik, die wohl nur noch behoben wird durch das Bewußtsein, in der Kette derer zu liegen, ja ein Glied dieser Kette zu sein, die vom Uranfang bis zur Zukunft weiterführt. So bleiben die Namen der sehr bedeutenden, Weltmeisterschaften erzielenden Persönlichkeiten mehr oder minder historisch, werden auch sie zeitlos, wenn auch mit weniger allgemeiner Verbreitung, als etwa die Menschen aus dem Bereiche erheblicher politischer Taten.

Es liegt in dieser Zeitferne des Sports, seiner in bestimmten Grenzen gegebenen Unabhängigkeit von der Zeit aber auch noch ein anderes Motiv, das vielen außerordentlich unsympathisch ist. Jeder Sport ist nämlich international bedingt.

Die Ferne von der Zeit verbindet sich mit anderen Worten auch mit der Unabhängigkeit vom Lebensraum, also dem Sitz einer Nation oder dem einer Rasse. Zu sagen ist nur zweierlei.

Erstens, daß naturgemäß bestimmte Völker bestimmte Sportarten aus ihrer Lage heraus in erster Linie kultivierten, daß sie also Urheber dieses oder jenes Sports wurden. Skandinavien wird immer das Sportland für Schneeanwendungen bleiben, andere Länder werden das Wasser, andere den Rasen naturgegeben bevorzugen. Aber immer wieder gewahren wir, wie wirklich lebensnahe Sportformen dann durchsickern über die Landesgrenzen, und wie sie alsbald ein Gegenstand allgemeiner Kultur sind.

Das zweite besagt, daß gewisse Rassen bestimmte Anlagen besitzen. Es gibt Rassen, die beispielsweise durchschnittlich eine sehr geringe körperkulturelle oder sportliche Begabung zeigen. So etwa die Juden. Andere sind sportlich hochbegabt, so etwa die Engländer und bestimmte nordische Völker. Die asiatische Rasse hat eine wesentlich geänderte Sportbegabung als die amerikanische, und die Afrikaner sind wiederum eine Angelegenheit für sich. Immer ist der Sport gebunden an die Rassebefähigung, wie jede kulturelle Arbeit sich an die normalerweise vorkommende Talentstreuung und den vorliegenden Durchschnitt bindet.

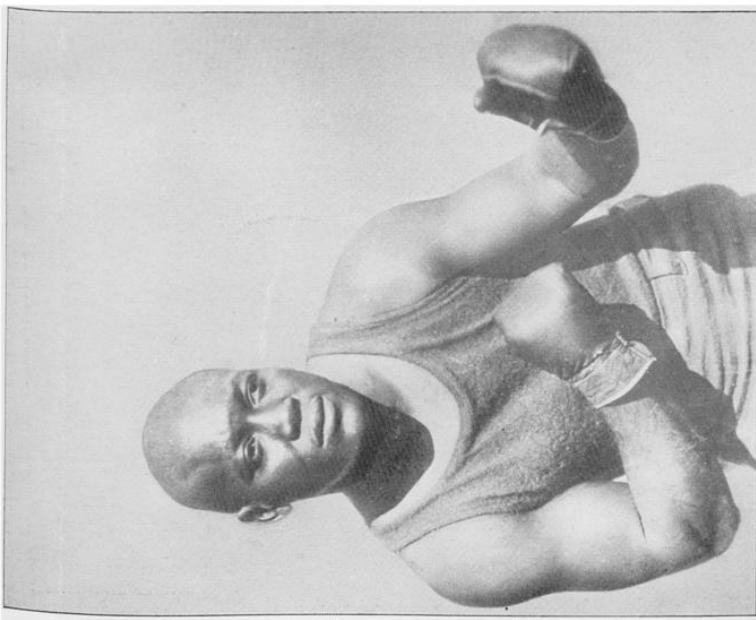
Darüber hinaus jedoch liegt es so, daß es einen eigentlichen nationalen Sport nur im Sinne der Herkunft, nicht im Sinne der Ausübung geben kann. — Alle Tendenzen, die kollektive Sportlebensform zu nationalisieren, sind ebenso unfruchtbar und albern, wie die Meinung, daß es eine nationale Technik oder eine nationale Mathematik geben könne. Wir können nicht übersehen, daß die neuzeitige Entwicklung des Verkehrs- und Wirtschaftslebens das Ineinanderüberfließen der Staatsgrenzen sehr fördert und, wenn wir hier hypothetisch Nation und Staat identifizieren (was nebenbei bemerkt in den meisten Fällen nicht stimmt), so müssen wir ebenso betonen, daß der Sport mit der staatlichen Gebundenheit nichts zu tun hat. Irgendein Staat kann zu irgendeiner Zeit diesen oder jenen Sport pflegen, um etwa den Ausfall der militärischen Erziehung oder die gering entwickelte Rasse zu ersetzen, zu veredeln. In keinem Fall aber trägt der Sport in sich nationale Farben. Er ist überstaatlich gegeben, wie Kunst und Wissenschaft, Wirtschaft und Verkehr, und nur sehr veraltete Lebensauffassungen werden daher von diesem oder jenem Sport die Nationalisierung behaupten. Wenn wir vom Griechensport reden, meinen wir besser eine historische Epoche, aber keine Nation. Und so kann man auch vom amerikanischen Sport höchstens die rassegemäßen Eigentümlichkeiten hervorheben. An und für sich ist damit immer nur der jeweilige Vertreter gemeint.

Und damit verwechselt die Allgemeinheit manchmal auch die Sachlage. Der Vertreter eines Sports und der Sieger bei einem Wettbewerb gehört naturgemäß einer Nation an, wie er einer Rasse und einem Sprachkreis angehört. Wenn er hier oder dort bei allgemeinen Wettbewerben siegt, so ist er der Repräsentant für die Nation, die hinter ihm steht. Sein Sieg besagt erstlich niemals etwas

Dauerndes. In der nächsten Runde oder den nächsten sechs Monaten kann auf demselben Felde der Rekord oder der Sieg von anderer Seite eingeholt sein. Alles ist im Fluß, auch im Sportsleben. Gemeint ist, wenn die nationale Flagge bei den olympischen internationalen Kämpfen hochgezogen ward und die Nationalhymne erklingt, daß diese Nation in diesem Fall anscheinend als Durchschnittswert im Vergleich zu anderen am besten gearbeitet habe. Der Sieg kann rein zufällig sein oder auch mit der Nation gar nichts zu tun haben, weil eine hochentwickelte Individualbegabung ohne jeden kollektiven Hintergrund vorliegt. Das kommt bei Schwergewichten oder bei Phänomenen wie Nurmi vor. Mit Nation hat dies nichts zu schaffen. Viel ernster sind dabei Rassefragen, wie die Devise Schwarz oder Weiß in den Boxkämpfen der Vereinigten Staaten so deutlich erwiesen hat! Nationalität ist also eine Quittung auf gemeinsam verglichene Leistungen am gemeinsamen Objekt. Und nur ein einziger Gedanke kann hierbei den inneren Nationalwert haben, den viele allzu schnell verallgemeinern wollen.

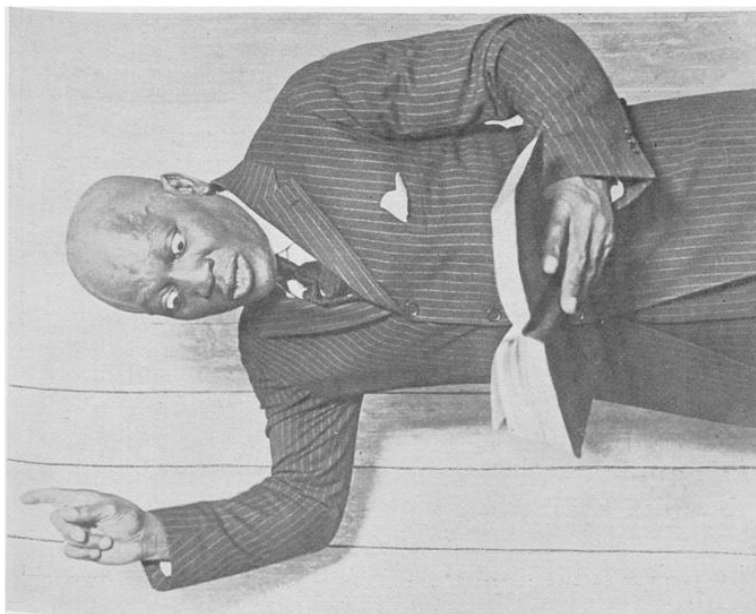
Wenn es nämlich einer Nationalität aus Gründen gesteigerter Eugenik gelingt, die Zahl der Triumphe an und für sich zu häufen oder neben die Siege auch die Steigerung der Rekorde zu stellen. Tritt eine solche Häufung der Fälle als Sieg oder Rekordwert ein, und zwar wiederholt und dauernd: dann ist dies ein Beweis, daß die kollektive Lebensform des Sports eine allgemeine Niveausteigerung bedeutete. Mit anderen Worten, daß nicht die hochtalentierten Einzelleistung, sondern der insgesamt qualifizierte Durchschnittstyp des Menschen dieser Nation den Ausschlag gab. Wir können nicht verkennen, daß wir bereits intern solche Hochzucht gewahren. Im Fußball hat Nürnberg in Deutschland eine solche hohe Durchschnittsleistung vertreten, im Schwimmen wurde Magdeburg bekannt. International spielt heute Amerika eine sehr beachtliche Rolle, und es scheint so, als ob dies Land in der Lage war, tatsächlich kollektiv sich zu veredeln; aus jenem Sportsgeist heraus, den wir eingehend noch zu schildern haben. Dann aber ist erst die wahre Kollektivität des Sportes garantiert, wenn eine Nation auf bestimmten Gebieten generell den Leistungswert nicht mehr aus zufälligen Talentwirkungen einzelner ableitet, sondern wenn sie aus einem schier unerschöpflichen Brunnen immer neue Repräsentanten findet, auch wenn die anderen alt wurden oder sonstwie verschwanden. Wir wissen aus dem Tanz und der Körperkultur,

wie in Amerika dieser Befund auf dem Boden des gehobenen Durchschnitts sich überall offenbarte, und im Sport gewahren wir in Teilstücken etwas Ähnliches. In solchen Fällen wird die sachlich selbstverständliche Internationalität der Sportleistung — der Vergleich aller mit allen allerorts — von nationalen kollektiven Vorzügen getragen und stellt diese international verglichene Leistung ein gutes Zeugnis für das Volk aus. Freilich niemals im politischen, sondern eben im eugenischen, das will sagen rassegemäßen Sinn. Am kompliziertesten bleibt in diesem Zusammenhang dagegen der Rassebegriff selbst! Über seine Beziehungen zur allgemeinen Körperbildung, die außerordentlich verwickelt und nicht mit Schlagworten zu erledigen sind, werde ich bei anderer Gelegenheit Mitteilung machen.



Scherl

34 und 35. Das Gewissen des Weltmeisters: als Boxer und als Wanderprediger



Graudenz



36. Sportverniedlichung: boxende Filmdivagruppe

Continental



37. Sportelei: Kunstreigenfahren

Berliner-Bild-Bericht